Thanatologie

oder

Denkwürdigkeiten

aus

dem Gebiete der Gräber

ein

unterhaltendes Lesebuch

für

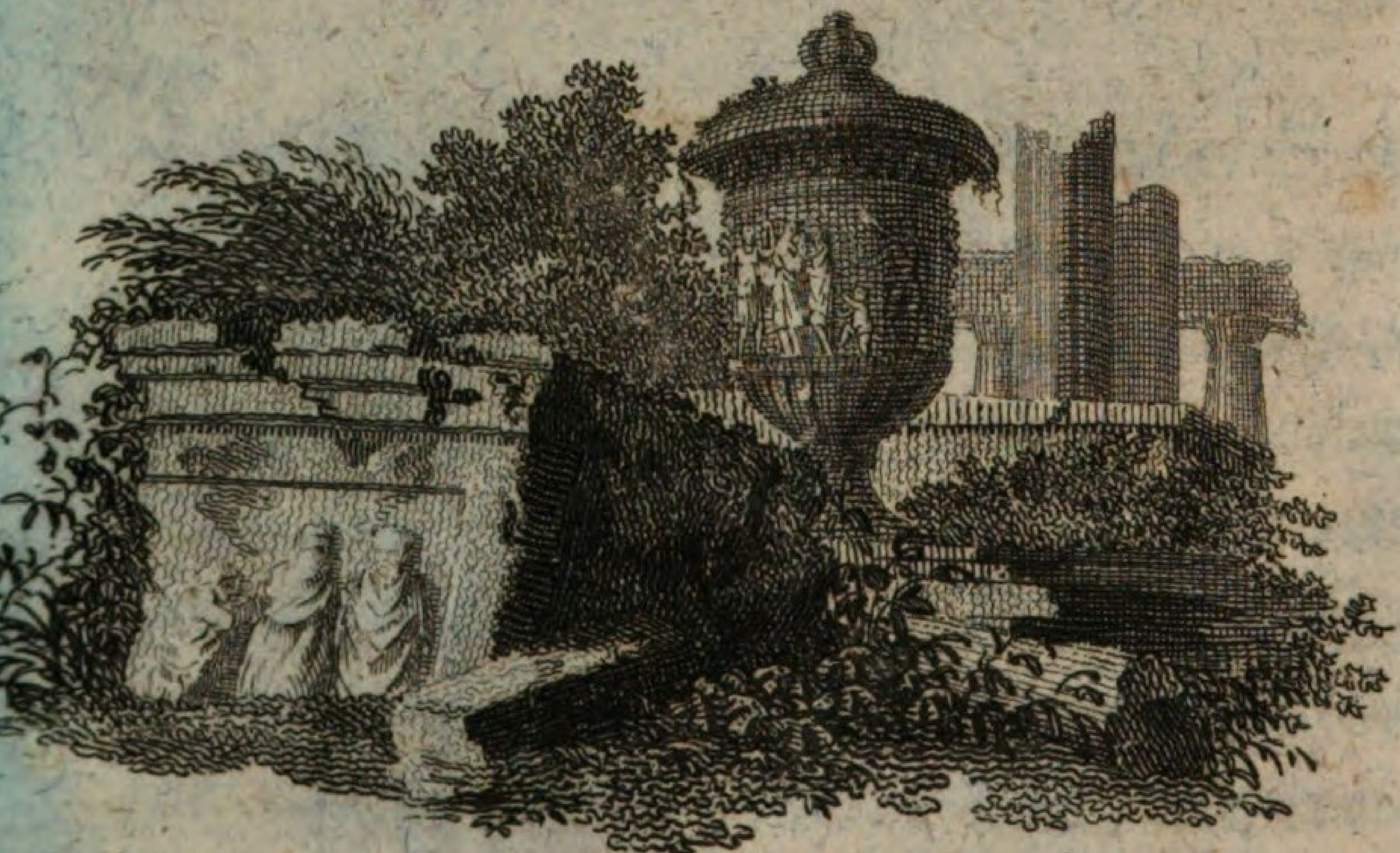
Kranke und Sterbende

von

M. Joachim Bernhard Nicolaus Hacker

Prediger zu Haseloff bey Treuenbritzen

Belziger Inspektion.



Zweiter Theil.

Leipzig, 1796

bey Wilhelm Rein.

Einleitung.

Tausend Gegenstände sind es, die unsere Seele beschäftigen, wenn sich unser Körper mit abgespannten Nerven in eine ihm ungewohnte lästige Unthätigkeit durch Krankheit und Schmerz versetzt sieht! Tausend Gegenstände, oft uns ganz fremd und unerwartet! Eine lebhafte Einbildungskraft, die nur dann immer am thätigsten würkt, wenn wir, entfernt von den Geschäften einer geräuschvollen Welt, uns ganz und allein überlassen sind, erhebt oft diese Gegenstände zu Riesengestalten, und

wir finden uns nicht selten dadurch in eine bedenkliche Lage versetzt.

Vergangenheit und Zukunft, — für uns zwey wichtige Gegenstände, hingezaubert vor unser Auge durch die Gewalt dieser allmächtigen Zauberinn, schrecken uns denn wohl zuweilen, und lassen uns oft erst da Wahrheit finden, wo wir nur Träume zu ahnden schienen.

Es giebt vieles im Himmel und auf Erden, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt, sagt Shakespeare. Die Philosophie in gesunden Tagen lautet ganz anders, als die auf dem Krankenbette!

Auf jeder Stufe des menschlichen Alters verändern wir unsere Gesinnungen, unsere Art zu denken. Worüber der Jüngling spöttelte, das nimmt der Mann in reifere Ueberlegung, und der Greis findet wohl gar Trost und Beruhigung darinnen. — Und dies entspricht der Natur. Je höher die Sonne am Himmel heraustritt, desto deutlicher werden die Gegenstände, desto mehr erweitert sich unser Gesichtskreis. — In den verschiedenen Lagen des Lebens bleibt man sich nie

ganz

ganz gleich. Man schreibe nun diese Veränderung dem mangelhaften unserer Vorstellungskraft, oder dem Einflusse des Körpers auf den Geist zu, so bleibt sie doch in der täglichen Erfahrung bestätiget.

So ist zum Beyspiel Freund Hein ein zu finsterer und rauher Moralist, als daß ein Jüngling seine Hörsäle besuchen sollte. Er lacht wohl gar noch über den Knochenmann mit der gräulichen Sense.

Aber der Mann, an dessen Horizont die Stürme des Lebens schon mehrere Wolken herauftrieben, oder der wenigstens den Regen nicht so leicht und geschwind mehr abzuschütteln vermag, der findet den Umgang mit Freund Hein schon erträglicher, und hört ihm oft wohl sehr gern zu, wenn er über das große Capitel von der zukünftigen bessern Welt seine Aeusserungen und Versicherungen fallen läßt.

Und der Greis, der ihm von Tage zu Tage ähnlicher wird, reicht ihm wohl gar die Hand zur Umarmung entgegen, wenn er ihn über die Gräber daher schreiten sieht, und redet von nichts lieber,

als von dem alten Langbein mit Hippe und Stundenglase.

Schade nur, daß wir nicht alle Greise werden! Freylich würde dann vielen das Sterben leichter werden. Da aber das nun einmal nicht ist, — so wäre denn wohl der weiseste Rath, in jedem Alter mit ihm Bekanntschaft zu machen. Wenigstens nicht ganz voll thörichten Leichtsinns über ihn hin zu sehen. Das Leben geht dann schon einen gewissern Gang. — Unsere Begriffe von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit werden berichtigter in unserer Gedankenreihe sich treffen, und unerschütterliche Ruhe wird Platz in unserer Seele nehmen. Religion wird uns über alles gehn. Bey den unbegreiflichen Lehren der Offenbarung wird Ehrfurcht an die Stelle des Leichtsinns treten. Der Aufschluß wird kommen, und, hätte ich mich getäuscht, wohlan! es war nicht meine Schuld! — Die deutlichen Lehren wird er fassen, und ausüben. Die Religion wird der Grund seyn, auf welchem er das Gebäude seiner jetzigen und künftigen Glückseeligkeit aufführt; von diesem Grunde erheben sich ihm dann die drey mächtigen Säulen, Glaube — Liebe, — Hofnung — die das ganze Gebäude tragen und der Schlußstein ist die Unsterblichkeit. —

Sein Krankenbette werden dann nicht Zweifel umlagern; mit ruhiger Fassung wird er alles erwarten. Und das schöne Gemählde seines Lebens, das dann seine Seele aus seinen vollbrachten Handlungen zusammensetzen wird, muß ihm unaussprechliche Freude gewähren, und die frohesten Aussichten auf den kommenden großen Tag in den neuen Wohnungen seines Gottes eröffnen.

Mag dann Freund Hein um Mitternacht oder am Morgen an unsere Hüttenthür anklopfen, so wird er ihn freundlich einlassen; er wird ihn mit heiterer Miene fragen:

K. Ist das dein letzter Besuch?

H. Folge mir.

K. Wohlan! ich folge.

H. Siehst du den Glanz der Morgenröthe draussen am Himmel?

K. Eile Freund, daß ich die ersten Stralen der aufgehenden Sonne trinke. —

Diese wenigen Bogen, als Fortsetzung meiner Thanatologie, sollen nun eben dazu dienen, uns

zum ernsthafterem Nachdenken über Leben und Unsterblichkeit zu führen. Sie sollen uns Beyspiele frommer Menschen zur Nachahmung aufstellen, und uns den Werth unserer Religion kennen und fühlen lehren, die mehr, als alle Weisheit der Welt zu unserer Beruhigung beytragen kann.

Möge denn der Allgütige, im Leben und Tod unser Vater, die letzte unserer Stunden im leichten Schlummer dahin fließen lassen, daß unser Geist, nach unbemerkbarer Trennung vom Staube, im leichten Wechsel der Dinge, die Herrlichkeit seiner Himmel sehe.

Haseloff bey Treuenbritzen d. 2 Febr. 1796.

In=

Inhalt.

I. Kurze Stellen über Leben, Tod, Grab und Unsterblichkeit, aus beliebten Schriftstellern.

Seite.

1. Ueber das Leben : : 3
2. Ueber den Tod : : 14
3. Ueber das Grab : : 22
4. Ueber die Unsterblichkeit : : 24

II. Gedanken und Aeusserungen Sterbender über Tod, Grab und Unsterblichkeit.

1. D. Philipp Melanchthon : : 33
2. D. Johann Lehland : : 34
3. Primus Truber, Pfarr. b. Tübingen 34
4. Johann Esaias Silberschlag : 35
5. Robert Brûce : : 36
6. Friedrich der Weise Churf. z. Sachsen 37
7. Jakob Hervey : : 38
8. Ulrich Zwingli : : 39

Seite
9. Heinrich Sander : : 39
10. Ferdinand Nonius Pincianus : 40
11. Mahomed XXVI König d. Saracenen in Spanien : : 40
12. Johann Graf v. Rochester : : 41
13. Thomas Halyburton : : 49
14. Der Cardinal Reginaldus Polus : 51
15. Der weise Araber : : 51
16. Fulgentius : : 52
17. Rousseau : : 52

III. Letzte Stunden edler Menschen aus der Verlassenschaft ihrer Freunde.

1. D. Wilhelm Paul Verporten : 55
2. Johann George Pfranger, aus der Vorrede zu seinen Gedichten : : 57
3. Johann Heinr. Justus Köppen, aus dem Nekrolog v. 1791, II Heft S. 173 : 59
4. D. Samuel Friedr. Nathan. Morus, aus dem Nekrolog v. 1792, I Hälfte S. 348 : 62
5. Letzte Stunden eines Kindes, das für die Ewigkeit reif war, deutsche Zeit. von 1794, IV Stück, Seite 56 : : 65
6. Alexander Gottlieb Baumgarten, aus d. Denkmälern der Gottseeligkeit. Seite 531 67

7. Ju=

Seite
7. Justus Möser, Berliner Monatsschrift v. 1795 : : : 73
8. Siegmund Jakob Baumgarten, — Denkmäler der Gottseeligkeit. Seite 514 : 76
9. Maria Stuart, Königin v. Schottland : 81
10. Eberhard Friedr. Freyherr v. Gemmingen, aus dem Nekrolog v. 1794 : : 86
11. George Leopold Fabel, aus eben demselben Buche : : 89
12. Oecolampadius, — Denkmäler der Gottseeligkeit. S. 12 : : : 90

IV. Briefe von Sterbenden an ihre hinterlassenen Freunde.

1. Brief des Englischen D. Monsey an den Wundarzt Fester seinen Freund : : 95
2. Brief des berüchtigten Baron Friedr. v. Trenk an seine Gemahlin : : 96
3. Brief des Königes Abderames III, Königes von Cordova : : 97
4. Brief des Königes v. Preußen, Friedrichs des Großen, an seine Schwester : : 98
5. Brief des Herrn v. Dietrich, gewesenen Maires zu Straßburg an seine Kinder : 99
6. Brief des Herrn von Cüstine des jüngern an seine Gemahlin : : 100

7. Ca-

Seite

7. Camille Demoulins letzter Brief an seine Gattin . . 103

V. Gedichte über Leben, Tod, Grab und Unsterblichkeit.

1. Lied des Lebens, aus Herders zerstreuten Blättern III Band . . 113
2. Freude des Lebens . . 114
3. Die Stationen des Lebens v. Langbein 114
4. Der Weise im Tode . . 115
5. Beruhigung am Grabe . 116
6. Beruhigung am Grabe . 117
7. Der Kirchhof . . 118
8. Sehnsucht nach dem Tode . 119
9. Erinnerungen an den Tod . 120
10. Leben und Tod ein Fragment . 121
11. Des Grabes Furchtbarkeit und Lieblichkeit, v. Kosegarten . . 122
12. Der Zahn der Zeit, v. Gleim . 127
13. Der sterbende Christ an seine Seele, nach Pope von Bürde. . . 128
14. Die Vergänglichkeit, aus Ruinen der Vorzeit II Theil S. 62 . . 129
15. An das Grab, — von Gleim . 130
16. Auf das Grab, das sich Friedrich II in Sanssouci erbauen lassen, — v. Köpken 130

17. An

Seite

17. An den Tod, von J. B. N. Hacker 130

18. Grabes Phantasieen, — v. Fr. v. Köpken 132

19. Das Leichenbegängniß : : 135

20. Die Grabschrift : : 136

21. Nachruf an die Menschen : 137

22. Bey dem Grabe meiner jungen Freundin 138

23. Gedanken eines Sterbenden : 139

24 Letzter Wille an meine hinterlassenen Freunde, v. Göcking : : 140

25. Abendlied eines Kranken, v. J. B. N. Hacker : : 142

26. Die Hofnung. — v. Cramer : 143

VI. Anekdoten von Kranken und Sterbenden aus verschiedenen Schriften gesammlet.

1. Von dem Andenken an den Tod : 147

2. Von der Furcht bey Annäherung des Todes 148

3. Vom Muthe im Tode : : 152

1. Bey naher Todes Gefahr : 152

2. Auf dem Schaffotte : : 157

3. Auf dem Schlachtfelde : 170

4. Auf dem Sterbebette : 175

5. Beyspiele von glänzenden Tugenden, die Sterbende ausgeübt : : 180

VII. Andere Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber.

Seite

1. Das schwarze Loch. — Die Engländer in Indien v. Herrn v. Archenholz II Band. Seite 98 : : 193
2. Der Todengräber, eine wunderbare Naturerscheinung aus Raffs Naturhistorie 202
3. Der Begräbnißplatz — aus Archenholz Annalen der Brittischen Geschichte III Band S. 233 : : 203
4. Mahomeds letzte Lebensstunden, — aus Marigny Geschichte der Araber : 204
5. Eine rührende Grabschrift, aus den Göttingschen Taschenbuche v. Lichtenberg, aufs Jahr 1796 : : 205
6. Schreckliches Todenbette, — aus Archenholz Minerva Oktob. 1794. S. 177 : 206
7. Der Tod und das Schachbret, — Gonsalvo de Kordova I Theil. S. 249 : 207
8. Schrecken des Todes — aus Bartels Geschichte von Kalabrien I Theil S. 311 208
9. Ein König bey den Gräbern seiner Vorfahren, — Historischer Kalender v. 1794 209
10. Schreckens Scenen : : 210
11. Ein kranker König und seine Schildwache — Nikolais Anekdoten I Heft : 213

Seite
12. Der stolze Cardinal und sein Arzt 213
13. Freund Heins Warnungen, — aus Heins Wanderungen. S. 222 Görlitz 1795 214
14. Sonderbares Testament des berühmten Peter Pithou : : 216
15. Die St. Pauluskirche zu London, — Brittische Annalen v. Archenholz VI Band S. 296 : : 221
16. Anordnungen der Begräbnisse zu Paris aus öffentlichen Nachrichten : 222

VIII. Trost und Beruhigung bey Krankheit und im Tode.

1. Freund Hein und der Todengräber, eine Lektion für die, die den Tod fürchten 225
2. Wie können sich Kranke ihre Schmerzen erleichtern? : : 232
3. Sophiens' Sterbebette aus Stunden für die Ewigkeit gelebt I Theil Berlin 1791 — Seite 197 : : 235
4. Es giebt eine Unsterblichkeit, aus Flemmings Geschichte Leipz. 1789 I Th. S. 303 257
5. Belehrungen für Kranke, die wider die Religion Jesu eingenommen sind, und nach Beruhigung sich sehnen : : 240
6. Trost beym Hingange zum Grabe, und über die Schmerzen bey Krankheiten, aus J. Ch. A. Bornemanns Trostgründe gegen den Tod. Stendal 1786. Seite 40 : 271

Seite

7. Trost bey der Trennung von den Unsrigen, aus eben dem Buche, Seite 90 : 277
8. Jesus am Kreutze, ein tröstendes Gemälde für Kranke und Sterbende : : 281

IX. Todenfeier bey den Gräbern edler und großer Menschen.

1. Ein rührendes Trauerfest zur Ehre des großen Franklin : : 289
2. Am frühen Grabe des edlen Mann, eines Jünglings, der d. 23 Jun. 1795 zu Wittenberg als Studierender starb : 290
3. Grabschrift auf den Grafen v. Herzberg, aus einem Schwäbischen Blatte : 293
4. D. Balthasar Münters Ehrendenkmal, aus den Kirchlichen Annalen : : 294
5. Blumen auf des Grafen v. Forstenburgs Grab, von Gleim : : 295
6. Grabschrift auf den Hof- und Justitz Rath D. Reinhard : : 296
7. Feyer des Andenkens großer Männer in China; — siehe Minerva v. 1794 September, Seite 452 : : 297
8. Todenfeyer des ermordeten Conventsdeputirten Ferrand in Paris : : 298

I.

Kurze Stellen

über

Leben und Tod,

Grab und Unsterblichkeit.

I.

Kurze Stellen über Leben, Tod, Grab und Unsterblichkeit.

1.

Ueber das Leben.

Wir verwelken wie das Gras des Berges, wir fallen hin, wie das Laub der Eiche. Das Leben hat vier Jahres-Zeiten, und rastlos rollen sie dahin, wie die des fliehenden Jahres. Einige fallen in der Jugend, wie die Knospe, die vom Froste getödtet wird; andre sind wie das Laub, über das der Mehlthau in den schwülen Tagen vorüber gieng; viele fallen in dem kranken Herbste, wie erloschne Liebe; und sehr wenig nur halten den Winter des Lebens aus.

* * *

Was sind die Freuden des Lebens? — Sie sind wie die Strahlen der Sonne, die auf der Fläche des Wassers spielen; die erste vorüberziehende Wolke verfinstert sie.

* * *

Der Mensch ist gut! Die Leidenschaften sind Quellen seiner Tugenden, seiner Genüsse und seines Unglücks. Seine Verirrungen sind nothwendig, seine Schwächen heilsam, seine Leiden Bedürfnisse.

Die Tugend ist sein Genius, die Religion seine Trösterinn; er kann ohne jene nicht frey, ohne diese nicht froh seyn. Das Selbstgefühl ist sein Gesetzbuch.

Die Gesellschaft schmälert seine Freyheit, seine Größe, seine Genüsse, seinen Werth.

Sein größtes Glück ist der Tod!

* * *

Das Leben aus dem Gesichtspunkte des Todes, und den Tod aus dem Gesichtspunkte der Unsterblichkeit betrachtet: das ist die Summe der wahren Philosophie.

* * *

Im menschlichen Leben ist kein Augenblick dem andern gleich. Schicksaale und Vorstellungen sind in einem ewigen Schwanken und Wechsel begriffen; und gewöhnlich der Moment, wo man die Umstände etwas zu verstehen beginnt, fängt eine ganz neue Existenz für uns an.

* * *

Menschen spannen die Seegel, ordnen die Maste, und machen so wichtige Minen, als ob ihre Anstalten untrüglich wären; aber ein Höherer sitzt am Ruder, lächelt und spricht: So solls seyn!

* * *

Des

Des Lebens Zeit ist flüchtig und kurz; ein Traum, — ein Flug, — ein Gedanke. —

* * *

Das Leben ist ein Quodlibet von Abwechselungen, — ein April-Tag.

* * *

Der Geist, der zu viel Sorge für seinen Körper trägt, macht sich, wie Pythagoras sagt, sein Gefängniß unerträglich.

* * *

Der Mensch, der am meisten gelebt hat, ist nicht derjenige, der die meisten Jahre gezählt, sondern, der am meisten das Leben gefühlt hat. Mancher ist im hundertsten Jahre begraben worden, der schon von seiner Geburt an starb. Es wäre Gewinn für ihn gewesen, als ein Kind in die Gruft zu sinken, wenn er dann nur diese Kindheit über gelebt hätte.

* * *

Der Weise wird nie Elend auf der Erde erblicken, und seine Schicksaale niemals Unglück nennen können; — alles glückliche Fügung, wird er sagen, wo es uns Unglück scheint. Immer nur klagen und weinen kann der Sterbliche bey solchen Begegnissen, wo er am meisten handeln sollte! Thränen müssen zwar fließen auf dieser Erde, — denn wir sind Menschen, — und irrdische Gegenstände können für uns

 ihre

ihre Reitze nie ganz verliehren; — doch ist des Weinens zu viel auf dieser Erde!

* * *

Wie ein fallender Tropfe, so ist das Leben der Menschen; — kaum einen Augenblick hält ihn das Lüftchen empor. —

* * *

Es ist unrecht, von einem Menschen blos seiner grauen Haare und seiner Runzeln wegen zu sagen: Er habe lange gelebt. Nichts weniger, — er ist nur lange gewesen. Oder wird man von einem, den, sobald er aus dem Hafen ausgelaufen, ein wilder Sturm hierhin und dahin verschlägt, den gegen einander rasende Winde in einer und ebenderselben Strecke im Wirbel herumtreiben, wird man von dem sagen, er habe lange geschift? — nein, — er wurde nur lange herumgetrieben.

* * *

Unsere Lebens-Zeit hat drey Theile. Die Vergangenheit, die Gegenwart, und die Zukunft. Die erste ist flüchtig, die dritte unsicher, und nur die zweyte gewiß; denn auf diese hat das Schicksaal sein Recht verlohren, weil sie von nichts mehr abhängt.

* * *

Der Weise allein weiß, was er mit seinem Leben anfangen soll. Die vergangene Zeit seines Lebens

bens besitzt er durch Rückerinnerung; die gegenwärtige benutzt er; die zukünftige bestimmt er. Die Verbindung, die er zwischen allen Zeiträumen stiftet, macht sein Leben lang. Wie kurz und armseelig ist hingegen nicht das Leben derer, die die Vergangenheit vergessen, das Gegenwärtige nicht achten, und vor der Zukunft zittern.

* * *

Jedes Leben hat seinen natürlichen Druck. Ist es nicht selbst Wohlthat für den einzelnen Menschen, allen Kummer auf den Anfang desselben zu häufen, um das Ende ganz davon befreyen zu können? Wenn die Abendsonne uns mit einem reinen, ungetrübten Genusse begeistert, haben wir den Sturm der Nacht und des Morgens, die Hitze des Mittags lange vergessen. Die Schrecken vergangener Gefahren gesellen sich höher entzückend den Spielen der darauffolgenden Glückseeligkeit zu; alles lächelt in einem einzigen, sanften Schmelze; und zum vollen Bewußtseyn seiner Gefühle gehört eine vorher gegangene Spannung.

* * *

Kaum einer armseeligen Küste kummervoll und zitternd entronnen, wollen die Menschen schon die Gestade des jenseitigen Landes sehen? Das sind nur Wolken, was sie für Ufer ansehen, Hüllen heranziehender Stürme, ein Schrecken schwangeres Chaos.

Der stille Schoos der Morgenröthe wird klarer und lieblicher von bösen Nächten eröfnet.

* * *

Die Philosophie des Lebens ist nichts, als eine genaue, anschauliche Kenntniß des Wechsels aller Dinge.

* * *

Wenn das Unglück vorschwebt, schaft es Furcht; wenn es da ist, Schmerz; wenn es vergangen ist, Freude.

* * *

Das Unglück ist kein Uebel: verschulde es nur nicht. Handle mit Bewußtseyn, und habe einen Grund deiner Handlungen! Selbst Freuden liegen im Gram; der Umgang mit geliebten Toden macht Thränen der Wollust vergießen, und im Bilde der Vergangenheit kehrt der süße Schauer der Schwermuth mit stiller Lust zum menschlichen Herzen zurück. Die Leiden, welche die Seele durch Aufforderung ihrer Kräfte veredeln, sind für die Menschheit Gewinn. Wenn wir dann am Ziele stehen, und mit unserm Schmerze, und unsern betrogenen Hofnungen in die Natur hinausblicken, und irgend eine ihrer Erscheinungen dann an unserm Gram Antheil zu nehmen scheint, so lößt sich des Herzens Bitterkeit in eine heimliche Wehmuth auf, die jedes Gefühl, jede Freude erhöhet, und jeden Augenblick

der Zufriedenheit oft noch am Rande des Abgrundes der Zeit erkennt und erhascht, der sich vielleicht sonst unnütz verlohrnen Jahren hätte beymischen können.

Kurz, stille Ruhe ist dann nur heilsam und ergötzend, wenn sie aus den Scenen der höchsten Kraft sich entwickelt hat; wenn wir ihr den lieblichen Wiederschein vorhergeprüften Vermögens geben können, und sie aus der Vergangenheit einen Spiegel mitbringt, in dem klar und erhaben die gewonnenen Tage vor unserm wollüstigen Anschauen vorüberwandeln. Niemand ist glücklicher, als der Greiß, der weise war. In eine Fülle von Befriedigungen schauet er an seinem Ruhetage; seine zufriedene, satte Einbildungskraft mahlt alle verflossene Auftritte ins sanfte und schöne. Das Uebel hat sich vergessen; das Gute ist übrig geblieben. Die Welt ist sein Freund, und das stille Bewußtseyn seiner Thaten sein Kranz sich selbst gnügender Unsterblichkeit.

* * *

Die Erde hat wenig Glück; doch es ist eine Wohlthat, daß sie wenig hat; wo bliebe unsere Hofnung, wenn wir schon alles weg hätten?

* * *

Ein Feiger kann sein Leben nicht verlängern; der Augenblick, in welchem der Engel des Todes ihn schlagen soll, steht in dem Buche des Ewigen.

* * *

Unglück und Elend sind keine Uebel, sonst würden sie nicht auf die Besten der Menschen, auf des Himmels erste Lieblinge, fallen. Aus Liebe bereitet die Gottheit einen Sturm über uns her, der den Menschen Gelegenheit giebt, ihre verborgene Stärke zu zeigen, und Tugenden in Ausübung zu bringen, die das Licht flohen, und unter einem ruhigen und stillen Leben verborgen lagen.

* *
*

Freude ist der letzte Wunsch aller empfindenden Wesen. Sie ist dem Menschen, was Sonnenschein den Pflanzen ist. Durch süsses Lächeln kündigt sie die erste Entwicklung im Säuglinge an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unseres Wesens. Liebe und gegenseitiges Wohlwollen sind ihre reichsten und lautersten Quellen; Unschuld des Herzens und der Sitten die sanften Ufer, in welchen sie dahin fließet.

* *
*

Die Zeit gleicht einem köstlichen Weine im zerbrochenen Glase. Was nicht augenblicklich genossen wird, das verdirbt.

* *
*

Menschliche Hofnungen sind fast immer Kinder des Irrthums; gleich den Erstlingsblumen des Jahres entknospen sie sich bey der mindesten Sonnenwärme des Glücks in der Seele; und wie jene, vom

plötz-

plötzlich eintretenden Froste, werden sie jähling erstickt und getödet.

* * *

Der Mensch ist wie ein Buch. Die Jugend ist die Vorrede; ist diese gut geschrieben, so ist ein guter Schriftsteller zu erwarten.

* * *

Montaigne erzählt von den Mexikanischen Weibern, daß sie über ihre neugebohrnen Kinder feyerlich diese Worte sprächen: „Der Mensch ist gebohren zu leiden und zu ertragen. Leide also Kind, ertrage, und schweig stille.“ Und in der That ist bey großen Uebeln, die nicht gelindert werden, wenn man sie andern klagt, das beste Mittel, sie zu ertragen, wenn man sie in sich zu verschließen sucht.

* * *

Es ist das Loos des Menschen, zu allen Zeiten zu leiden. Selbst die Sorge für seine Erhaltung ist mit Schmerz verbunden. Glücklich, daß er in seiner Kindheit weiter nichts als physische Uebel kennt, Uebel von weit minderer grausamer und schmerzhafter Art, als die andern, und die uns seltner unserm Leben entsagen machen. Man tödet sich nicht um eines Beinbruchs willen; selten bringen andere als Seelenleiden Verzweiflung hervor.

* * *

Alles hat seine Stunde; jeder Mensch hat seinen Kreyß. Gott allein hält die Wage der Welt, und theilt mit richterlichem Ansehn Leben und Tod, Glück und Unglück aus. Dagegen bestehet die Weißheit der Menschen nicht. Die Vorsehung führt oft die hellsten Köpfe, indem sie glauben, daß sie blos ihrem Eigenwillen folgen, durch den Pfad, den sie nach den Willen Gottes laufen sollen.

* * *

Schöpfung, Erhaltung und Untergang sind die drey großen Punkte der großen und kleinen Epochen im System des Weltalls. — Die Fortpflanzung ist der Mittelpunkt der Vereinigung aller drey Kräfte, die einander begegnen, einander aufzuheben scheinen, und eben dadurch die Kette der Natur weiter hingliedern. Fruchtbarkeit zerstört die Blume, und doch streben zu dieser Blüte alle ihre Kräfte; was sie zerstört, erhält die Schöpfung.

* * *

Die Wege der Zukunft sind dunkel. Aegyptische Finsterniß ist Tag dagegen; und die Blicke jenseits des Grabes geworfen prallen an undurchdringlichen Felsen ab.

* * *

Ach! was ist alles, woraus die Menschen so viel Wesens machen? Wahres Kinderspiel alles, was hier unten von ihnen getrieben wird. Es ist ein Laufen

fen und Rennen unter ihnen, ein Streben und Haschen beständig; und — wenn sie es denn gehascht haben, so ists höchstens ein schöner Schmetterling, dem sie im Ergreifen schon die schönste Schönheit abwischen; und — doch rennen sie dabey einander fast um. Wohl mir, daß ich einst von dieser Schmetterlingsjagd wegkomme! Und sieh einmal an alle die Noth, und allen den Jammer, womit die Erde, wie mit dick verwachsenem Moose überdeckt ist. Hast du ja einmal eine Freude auf ihr, des Genusses werth; kannst du sie auch wohl mitten unter den Leidenden, die dich allenthalben umseufzen, froh genießen? Mußt du nicht selbst jede kleine Freude auf ihr erst theuer erkaufen, und dann wieder theuer büßen? Vor ihrem Gewinn ein zerstörendes Streben; nach dem Gewinn wieder ihr zuverläßiger Verlust, und mitten im Genuß des Gewinnes schon quälendes Vorhersehen des Verlusts.

* * *

Leb' wohl, du finstere Herberge meiner Leiden! Ich verlasse dich ungern. — Gewohnheit macht auch den Kerker schön. Jede Spinne ist mir lieb geworden; jede Maus ist meine Freundin. Auch diese Welt ist nur ein Kerker, an den uns die Gewohnheit fesselt! Hier sind wir schon bekannt, dort fremd. Man geht nicht gern unter Fremde.

* * *

So arm, wie wir auf die Welt kommen, so arm, wie wir sie verlassen, läßt sich wohl kaum der

Ge-

Gedanke denken, daß Güter, die wir auf derselben antrafen, die wir auf derselben zurück lassen müssen, wenn wir sie verlassen, uns so sehr fesseln können, daß sie uns zu Tyrannen, zu Unmenschen machen, daß sie uns den Tod unserer Brüder gleichgültig ansehen lassen, den wir doch selbst fürchten, vor dem wir zurück zittern, und mit dem wir wissen, wir verliehren alles, was die geitzige Natur, die sich nichts entziehen läßt, uns gab, uns verschwenderisch gab, weil sie nichts verlieren konnte.

Wir nennen das unser Eigenthum, glauben uns im Besitz dessen, was jeder Augenblick uns entziehen kann; jeder kann uns so unbehülflich machen, als wir waren, da wir erschienen; wir können der Hülfe der Menschen so von nöthen haben, daß ohne sie wir verschmachten müßten, und wir hassen, verfolgen, schmähen, töden Menschen — Brüder — dieses Eigenthums wegen. — Lernet, Menschen, dies Eigenthum kennen, ihr werdet ruhiger sterben.

* * *

2.

Ueber den Tod.

Aller Tod ist Uebergang zum neuen Seyn und höherer Vervollkommung in der ganzen unermeßlichen Schöpfung. Wie könnte der Mensch, die ädelste

sie unter den Kreaturen dieser sichtbaren Welt hiervon eine Ausnahme machen können?

* * *

Was ist Sterben? Ruhe nach einem mühevollen, langen Tage; ein längerer Schlaf als der, dem wir uns alle Nächte überlassen; die wohlthätigste Empfindung nach der Arbeit.

* * *

Ach! es gehört ein sehr gesetztes Wesen dazu, den Tod zu kennen, und herannahen zu sehn, ohne davor zu erzittern. Aus einer Welt zu gehen, die uns einmal bekannt ist, und die bey tausend Uebeln dennoch vieles Vergnügen in sich enthält; die Früchte seines Fleißes andern zu überlassen, und in ein unbekanntes Land zu gehen, von dessen Bächen, wie ein großer Schriftsteller redet, noch kein Wanderer zurückgekehrt ist; dieses erfordert mehr Standhaftigkeit, als sich vielleicht mancher einbildet. Der weise und tugendhafte Mann bleibt immer noch ein Mensch! Das äußere Ansehn des Todes, und seine traurige Gestalt schrecken ihn eben so, wie andere Menschen; der Grund hievon liegt selbst in der menschlichen Natur.

* * *

In der Schöpfung drängt und preßt sich alles. Aus jedem Tode entwickelt sich ein neues Daseyn. Einem einzigen großen Plane der Menschenbildung hinge=

hingegeben, kümmert sie sich nicht um die neben ihr vorgehenden Veränderungen. Alles weiß sie zu ihrer Absicht zu stimmen, und den erlöschenden letzten Punkt des Lebens entfaltet sie zu neuen Entwürfen und Absichten.

* * *

Den Tod vergessen heißt, am Meerstrande laufen mit verbundenen Augen. Sich tief ins Lebensgewühl vergraben, bis Zukunft und Ewigkeit unsichtbar, bis sie unwahrscheinlich wird. Ach, Gott, wenn mein ärgster Feind das Unglück haben sollte, so befreye ihn davon, ehe er alt wird!

* * *

Das Gleichniß vom verlöschenden Lichte paßt sehr gut auf das hinsinkende Leben. Das Leben blickt oft wieder auf, hascht nach jedem dünnen Fädchen, das es erreichen kann, flackert einen Augenblick darauf, und sinkt dann in größere Dunkelheit zurück, täuscht aber doch die Hofnung nicht, denn jeder sieht, daß es abgebrannt ist. — Am andern Morgen fehlte alle Nahrung; die Flamme schnellte sich los, kehrte zu der Maße des Elementar-Feuers wieder, aus der sie abgeleitet war, und ließ uns den Dacht zurück. Die darauf folgende Finsterniß schreckte uns nicht, denn es war unter uns keiner, der nicht gewußt hätte, was Licht war; der nicht geglaubt hätte, daß Lichtmaterie unvergänglich sey.

* * *

Ver=

Vergänglichkeit ist die Mitgabe der Natur.

* * *

Der Tod ein Schlaf! — Ein schönes mildes Bild, — das älteste Bild des Todes, das Lieblingsbild aller Dichter und Weisen. — Und ein wahres Bild. —

Was ist Schlaf? — Eine Abspannung unserer schlaff gearbeiteten Sehnen. Eine Betäubung unserer ermüdeten Sinne. Eine wohlthätige Unterbrechung unserer Thätigkeit. Ein Zusinken unserer Wimper. Eine Ueberschattung unserer Kräfte. Ein leises Gewölke, das unsere Seele hüllet. — Das alles ist auch der Tod. Vernunft und Naturweißheit beweißen, daß der Tod nichts anders sey.

Gesetzt, es wäre kein Tod, wie bald würde die ewig frische Gestalt der Schöpfung verschrumpfen; wie bald ihre ewig blühende Jugend vergrünen. Lauter sieche, alternde, kränkelnde Gestalten würden bald auf ihr umherschleichen. Die höhern Kräfte, die in unsern groben Stoff eingehüllt sind, würden darinnen gefesselt seyn, wie im ewigen Kerker. Diese Gliedmaßen, die der Seele zu Werkzeugen dienen, würden, durch die Verjährung steif und starr, Fesseln der Seele werden, nicht ihre Diener. Bald würde alle Thätigkeit gehemmt, bald alles Leben verschlungen; wahrer Tod würde hienieden seyn. Statt, daß das, was wir Tod nennen, nur Schein und Schatte des Todes ist. Denn wahrer Tod ist

Aufhören der Thätigkeit. Was wir Tod nennen, ist nur ein Streben nach neuem Thun.

Nehmet die Hülle weg, die auf unserm Erdenrund alle Verrichtungen in der großen Mutter Natur verschleiert, und ihr werdet finden, daß hienieden eigentlich kein Tod sey. Was wir Tod nennen, ist nur Verwandelung. Was wir Verwesung nennen, nur Gährung, Arbeit, Anstrengung, neue Gestalt zu gebähren. — Der immer rastende Geist Gottes, der auf den Urgewäßern der Schöpfung brütend lag, und sie zu Millionen Keimen schwängerte, dieser allgegenwärtige Geist, den wir Natur nennen, berührt den veraltenden Stoff mit seinem leisen Finger, scheidet ihn, löset ihn auf, senkt ihn nieder in der Erde wärmenden Schooß, und, kaum ist er in ihr untergegangen, siehe so keimt aus der gährenden Verwesung ein neues jugendliches Geschöpf hervor, gerüstet mit stolzer Lebenskraft, geschmückt mit dem Stralengürtel frischer Schönheit.

Dringen wir tiefer ins verborgene Reich der Naturkräfte; belauschen wir die ewige Bildnerinn in ihrer geheimen Werkstatt, so bemerken wir Erscheinungen, die ein anderes noch erhabeneres Naturgesetz uns ahnden lassen. Nirgends in der ewigen Natur ist Stillstand, — nirgends Rückgang. Alles ist Fortschritt, Fortbildung, Vervollkommung. Alle Verwesung ist Empfängniß zum höhern Leben; alle Verwandlung ist Veredlung. Bey jedem Schritte

wirft die unsichtbare Künstlerinn dies unedlere weg, verfeinert das gröbere, streift gröbere Hülsen ab, entwickelt feinere Gebilde. Der Thautropfe sinkt ins Meer, — die Muschel empfängt ihn, — und er wird Perle. —

Meine Menschheit ist zu schwach, mit ihrem Bewußtseyn eine so mächtige Verwandlung auszuhalten. Die freundliche Mutter wiegt mich daher an ihrem sanften Busen in einen linden Schlummer, während dessen das Fieber des Lebens gekühlt, manche unheilbare Wunde geheilt wird; während dessen meine verborgnen Kräfte sich entwickeln, sich sammlen, läutern, vereinen, aufstreben zu dem neuen Glanzbilde, zum neuen nicht mehr sterblichen, nicht mehr vergänglichen Menschen.

* * *

Wie die Taube, die der Wuth des Ungewitters zu entgehen sucht, unter der Wolke, die auf ihre Flügel herabstürzte, hinwegstreicht, ihre Gespielin wieder findet, so dringt die vom Elende befreyete Seele durch die Schatten des Todes hindurch, läßt den Himmel hinter sich, und erhebt sich im schnellen Fluge zum Throne des Ewigen.

* * *

Menschen müssen bey ihrem Ausgange aus der Welt, wie bey ihrem Eintritte die natürliche Zeit erwarten; sie müssen zu beyden reif werden.

* * *

Der Gedanke an den Tod ist das lenkende Steuerruder des Lebens; wer ihn bey Seite setzt,

der begiebt sich freywillig in Gefahr, Schiffbruch zu leiden.

* * *

Inniger fühlt nie ein Herz seine schöne Bestimmung, als am Lager eines Sterbenden, oder in der stillen Behausung der Abgeschiedenen. Freundlich naht uns denn der Gedanke des Todes, wie eine geliebte Jungfrau, wie der Gedanke an den Herbst unzertrennlich von dem eines schönen Frühlings. Vergebend und vergessend wollten wir über die Bahre unserm Todfeinde die Hand reichen; brüderlich die ganze Menschheit in einem Bettler umarmen, und mit willigem Herzen unserm Nebenbuhler die Geliebte zum Brautkusse zuführen. Wäre die leidige Gewohnheit nicht, wir müßten an den Särgen unserer Brüder vollkommene Menschen werden! Aber gelassen schüttelt der Arzt sein weißes Haupt, wenn der stockende Kreyßlauf des Blutes sich seinen prüfenden Fingern verräth; ruhig hält der Priester den brechenden Augen das Bild des Gekreuzigten vor, und singend scharret der Todengräber seinen Bruder in den kalten Gottesacker.

* * *

In der Geschichte der Könige und Fürsten liegen gar viele Beweise für die höchsten Gerechtsame der göttlichen Vorsehung über Leben und Tod der Menschen.

Wer die Hinfälligkeit der Sterblichen, und das Nichts in der irrdischen Größe kennen lernen will, der lese nur in der Geschichte der großen Thaten derer, von welchen jetzt keine Spur mehr vorhanden ist; deren Nahme längst vergessen wäre, wenn er nicht durch tode Urkunden, Bücher, Schriften und Münzen erhalten worden wäre.

* *
*

Was für ein Fratzenspiel auch der prahlerische Held spielen mag, so hat doch nur die Tugend im Tode Majestät.

* *
*

Keine elendere Wesen als wir, wenn wir auf Erden unsterblich wären! Es ist hart zu sterben; kein Zweifel! Es ist aber angenehm zu hoffen, daß man nicht immer leben werde, und daß ein besseres die Leiden des jetzigen endigen wird. Wenn man uns Unsterblichkeit auf der Erde anböte, wer würde dies traurige Geschenke annehmen wollen? — Welche Zuflucht, welche Hofnung, welcher Trost würde uns gegen die Bitterkeiten des Schicksaals und die Ungerechtigkeiten der Menschen übrig bleiben? — Der Unwissendste, der nichts voraus sieht, empfindet den Werth des Lebens wenig, und fürchtet wenig, es zu verlieren. Der Aufgeklärte blickt auf Güter größeres Werths, die er denen hienieden vorzieht. Nur das halbe Wissen und die falsche Weißheit machen, indem sie uns die Aussicht bis zum Tode hin, und

nicht weiter hinaus eröfnen, das schlimmste der Uebel daraus. Die Nothwendigkeit zu sterben ist für den Weisen nur ein Grund, die Leiden des Lebens zu tragen. Wären wir nicht gewiß, es einmal zu verlieren, so erkauften wir die Erhaltung davon zu theuer.

* * *

3.

Ueber das Grab.

Auch der Verwegenste staunet am Rande des Grabes wenigstens, wenn er nicht zittern, wünschen, beten, oder hoffen kann.

* * *

Der wahre Stein der Weisen ist der Leichenstein, der unsere Asche deckt.

* * *

Die Gräber der Könige zu Persepolis sind Denkmale von der Jugend der damaligen Welt. Man erfreuete sich seines irrdischen Lebens; man wünschte Unsterblichkeit, und hatte sich noch nicht getrauet, sich jenseit des Grabes derselben zu versichern. Man suchte sie also im Grabe. Der Mann, dem bey einem kurzen Leben die Welt zu Gebote stand, erbauete sich die prächtigste ewige Wohnung, in welche er als Leichnam der Sage nach oft mit vielen Schä-

tzen, aber auf einem verborgenen, nur den Priestern bekannten Wege hineinschlüpfte, und da ewige Ruhe, oder ein ewiges Leben im Grabe hofte! Alles dies athmet den Geist jugendlicher Weltzeiten. Er war der Riese, der diese Denkmale erbauete.

* * *

Unsern großen Arzt, das Grab, täglich um Rath fragen, dies ist der einzige Weg zur Genesung.

* * *

Den Todengrüften könnten wir vieles verdanken. Hier sieht sich die Eitelkeit nur im Hohlspiegel der Sterblichkeit, und fährt vor ihrem verzerrten Kontrefait erschrocken zurück. Hier scheitert sobald jeder stolze Wunsch an den ehernen Ecken der Särge, und jedes Gelüste erstirbt, wie die Ampel, wenn ihr das Oel ausgeht.

* * *

Die letzte Wohnung aller Sterblichen ist das Grab. Die Leichname aller übrigen Kreaturen der Erde verdunsten auf ihrer Oberfläche; nur der Mensch wühlt seine Brüder unter die Erde, und will ihre Sterblichkeit verbergen, indem er ihnen ein Grab zurichtet. Und, weil er ihnen Unsterblichkeit wünscht, so setzt er einen Grabstein darauf, den Vorübergehenden ihre Nahmen zu nennen, bis er endlich auch unter der zermalmenden Hand der Zeit seine Endschaft findet.

* * *

Wäre das Grab nicht, so vergäßen die Menschen nur zu leicht, daß sie aus einem Stoffe gebildet,

einander gleich wären. Die Verhältnisse, die das Spiel des Schicksaals unter den Menschen so weit aus einander setzt, verleiten uns oft zum lächerlichsten Stolze, bis wir am Ende sehen, daß Hoheit und Niedrigkeit, Ueberfluß und Mangel uns zu einem Ziele führen; und daß wir bey vollen Pokälen, wenn der Tod kommt, nichts mehr und nichts weniger werden, als der Arme, der seine hinsinkende Kräfte noch zum letztenmale mit einem Tropfen Wasser erfrischt.

* * *

4.

Ueber die Unsterblichkeit.

Ja! ja! Es giebt hinter dem Grabe eine Zukunft. Die Spanne Zeit von der Wiege bis zum Grabe begrenzet das Daseyn eines Wesens nicht, das nach moralischen Gesetzen handeln konnte.

* * *

Wär's auch alles nichts mit der Ewigkeit, so wär's doch Klugheit so zu leben, daß man sich den Abschied aus der Welt erleichtert, und nicht unter tausend Martern zur Vernichtung übergeht.

* * *

Das ganze menschliche Leben ist ein Räthsel, ein Schauplatz der Verwirrung und des Elends, wenn keine Zukunft ist, die den Knoten auflöset.

* * *

Der

Der Mensch, der die Veränderungen in der Natur so häufig wahrnimmt, will nicht glauben, daß mit ihm eben solche Veränderungen vorgegangen seyn können? Er, der da siehet, daß kein Sommer sich abnutzt, kein Winter verlohren geht, denkt, er könne verlohren gehn? Er, der tausend Welten um sich hersieht, will sich für diese eine eingeschränkte Welt blos denken, und wirft seine Ansprüche auf das ganze unermeßliche, unübersehbare verächtlich von sich? — Er, der von so vielen Communicationen nicht urtheilen kann, weil sie jetzt für seine Sphäre zu hoch sind, glaubt, es communicire dieser Erdball nicht mit den übrigen Erdbällen, und sein Geist, wenn er ihn nicht ganz unbenutzt läßt, muß ihm dies jeden Morgen und jeden Abend wiederholen.

* * *

Fäulniß ist die fruchtbare Mutter alles dessen, was da ist; die Natur verliert nichts, sie verwandelt alles; sie vernichtet nichts, sie tödet alles, und belebt alles. Alles ist der Veränderung unterworfen, und doch ist alles immer regelmäßiges System; alles entspricht seiner Absicht; alles geht den stillen Gang der Ordnung und geheimen Würksamkeit fort. — Kennt die Natur den Tod nicht, ist alles nur Umformung und Travestirung, — so ist dies Trost für die Zerstreuung, die meine Glieder im Tode werden leiden müssen! Kann unser allmächtiger Gott alle Jahre mitten aus den Trümmern so vieler tausend Körper den lachenden Frühling wieder herstellen; so

können auch, wenn er will, die verfallenen Gebeine seiner Menschen aus ihrem Schutte wieder aufleben.

Majestätische Revolutionen! wenn einst alle Reste der Sterblichen wieder gesammlet, und das ganze Geschlecht im Kleide der Unsterblichkeit vor seinen Schöpfer treten wird. Läßt die Natur keine Kraft untergehn; wird alles in ihrem seeligen Gebiete erhalten und erhöht, so ist dies schon Aussicht, Hofnung, süsse Ahndung der Unsterblichkeit meines Geistes. — Millionen Körper werden alle Jahre aufgelößt; die Natur leitet den Staub und Moder wieder in die geheimsten Gänge ihrer unerforschlichen Oeconomie. Dies ist das Loos der Geschöpfe!

* *
*

Wer das ruhige, bedauernde Lächeln, da seine Freunde von seinem Krankenlager weinend sich entfernten, in seinem Angesichte gesehen hätte, dem wäre jeder andere Beweiß für Unsterblichkeit der Seele überflüßig gewesen. Denn wer da, wo aller Prunk irrdischer Weißheit schwindet, falsches Gold wird; wo alle Menschenhandlungen auf uns keinen Bezug mehr haben; wer da so heilig mitleidig über Trug und Gleisnerey lächeln kann, o! der sieht schon den Schein des Lichts der Wahrheit jenseits; und dies Licht, das allein im Tode flimmert, sollte nur aufgehn, um der Vernichtung zu leuchten? — Geuß, Vater! einen solchen Blick in mein brechendes Auge, damit meine Kinder einen Zeugen in der Seele behalten wider Unglauben und Spott der kommenden

Welt; denn es wird eine Zeit herbey schleichen, wo man über Unsterblichkeit lachen wird, als wäre sie eine Fratze aus der Dogmatik.

* * *

Ein frommer Alter wurde einst auf einem Felde mit Todengebeinen gefragt: „Meynst du wohl, daß diese Gebeine wieder werden lebendig werden?—"

Und sollte die Gottheit, wenn sie weise und mächtig genug war, um das unermeßliche Weltall zu schaffen, nun nach der Schöpfung, wie ein ermüdeter Künstler ausruhen, die Erhaltung des vollendeten Werks dem Zufall überlassen? Wie ein herzloser Vater seine Kinder bald nach ihrer Geburth ohne Ursach verstoßen? — Hesek. 37.

* * *

Ein Kind ist unstreitig bey seinen jugendlichen Spielen glücklich; es wäre Thorheit, wenn es auf einmal ins männliche Alter überspringen wollte! Nein, es freue sich seines ersten Frühlings, ohne den Sommer, der von selbst kommen wird, sehnlich herbey zu wünschen! — Würdest du aber wohl wünschen, ewig Kind zu bleiben? — Nie Mann werden zu wollen? Freue dich, Mensch, daß dein Daseyn ewig, und dein Erdenleben begränzt ist, und lerne das Leben lieben, ohne den Tod zu fürchten!

* * *

Wir werden der Unsrigen uns dort erinnern; dies beweise ich aus der Natur unserer Seele, aus ihrer

rer ununterbrochenen und fortgesetzten Persönlichkeit. Unmöglich ists, daß der ewigen Seele etwas entfalle, das ihr einmal gegeben ward. Unmöglich, daß irgend ein Bild, Gedanke, oder Vorstellung gar in ihr untergehn, der einmal in ihr geweckt wurde. — Auch greifen Zeit und Ewigkeit innigst in einander. Wie unser Geist hier austritt aus dieser Welt, gerade so tritt er in die andere hinüber mit der ganzen ungetheilten Summe seiner Vorstellungen und Gedanken, mit der ganzen ununterbrochenen Reyhe seiner Neigungen und Angewohnheiten. — Wie vielmehr mit denen Gedanken, die hienieden seine Lieblingsgedanken waren. — Wie vielmehr mit jenen Neigungen, die hier in sein innigstes Selbst verwebt waren.

Wir werden einander dort wieder finden. Wir waren hienieden ja so innig mit einander verbunden! Waren eines Fleisches und Blutes; hatten einerley Sinne, und einerley Kräfte, einerley Bildung und Bildungs-Fähigkeit; wurden alle auf einerley Wohnplatz, nach einerley Plan, zu einerley Vollkommenheit erzogen, — und sollten dort aus einander stieben in die vier Winde des Himmels? — Nein! Ueberall in der Körper- und Geisterwelt gesellt das gleiche sich zum Gleichen, ziehet sich das Verwandte, nähert und umarmet sich das Einerley. Diese Einfalt der Natur, diese Einheit ihrer Haushaltung läßt uns hoffen, daß wir, die wir hier bey einander waren, auch dort uns wieder finden werden.

* * *

Der

Der Tod ist Geburth für die Ewigkeit, so wie die Geburth Tod für den Embryonen Zustand ist. Hier ist die vollkommene Analogie. — Ueberall ist Fortgang im Reiche Gottes, nirgends Rückgang, nirgends ist Stillstand. Die Blüthe ist edler, als die Knospe; die Frucht edler als die Blüthe; die gereifte edler, als die ungereifte. Zeugung, Geburth, Tod sind stufenweise Veredelungen des Menschen, Vervollkommungen seines Zustandes. Mit jeder dieser Revolutionen geschiehet ein mächtiger Schritt zu seiner weitern Vollkommenheit. Durch keine derselben geschiehet ein Rückgang. Sollte nun der Mensch nach seinem Tode lange oder kurze Zeit ohne Körper existiren, und gleichwohl ein Körper zu seiner Existenz oder Vollkommenheit so nöthig seyn, daß ihm derselbe wiedergegeben werden müßte, so würde in der That sein Körperloser Zwischenzustand unvollkommener seyn, als der, woraus er durch den Tod gegangen ist. Es würde wenigstens Stillstand oder gar Rückgang in der Vollkommenheit seyn, der sich nicht wohl denken läßt.

Hat also der Mensch, wie mich dünkt, noch eine Art von einem Körper zu seiner Existenz nöthig, so nimmt er denselben wahrscheinlich bey seiner Trennung vom Fleische sehr fein mit. An ein Verliehren und Wiedergeben läßt sich nicht denken. Jener feine Körper könnte sich nun weiter entwickeln, welches man in dieser Hinsicht eine Auferstehung gewisser maassen nennen könnte.

* * *

Lange Erfahrung und gewisse Fertigkeit im Vergleichen geschehener und gegenwärtiger Dinge geben einem Greise oft Aufschlüsse über die Zukunft, welche dem jüngern Theile der Menschen übernatürlich scheinen.

* * *

Seyd mir geseegnet, ihr Gefilde der Gräber, wo sie schlafen und ruhen, die Heiligen Gottes auf den Tag der Erndte! wo durch die große Scheidung des Grabes die Schlacke abfällt, jede Lebenskraft sich der Hülle des Moders entschwingt; und das Unermeßliche das Verweßliche auszieht. — Das undurchdringliche Dunkel eurer Nächte wird einst glänzende Morgenröthe eines neuen Tages zerstreun, und die Unsterblichen werden dann auf euern Trümmern der neuen Schöpfung freudig entgegen eilen.

II.

Gedanken und Aeusserungen

Sterbender

über

Tod, Grab, und Ewigkeit.

II.

Gedanken und Aeusserungen Sterbender über Tod, Grab und Ewigkeit.

1.

D. Philipp Melanchton.

Dieser große Mann, dem die Religion und Wissenschaften so viel zu verdanken haben, sehnte sich mit vieler Freude nach seinem Tode. Einige Tage vor seinem Ende hatte er folgendes in zwo Reyhen auf ein Papier geschrieben:

Ursachen, warum ich mich nach dem Tode sehne:

1) Die Uebel, davon mich der Tod befreyt:

Ich höre alsdann auf zu sündigen.

Ich werde alsdann dem Haß und der Heftigkeit der Theologen nicht mehr ausgesetzt seyn.

2) Die Güter, die ich durch den Tod zu erlangen hoffe:

Ich werde zum Lichte kommen.

Ich werde Gott sehen.

Ich werde den Sohn Gottes schauen.

Ich werde die hohen Geheimnisse begreifen, die ich in diesem Leben nicht verstehen konnte.

Ich werde einsehen, warum wir so, und nicht anders erschaffen wurden.

Ich werde sehen, wie die beyden Naturen in Christo vereiniget sind.

Er starb zu Wittenberg 1560. geb. zu Brellen in der Pfalz 1497.

2.

D. John Lehland.

D. John Lehland bekannte kurz vor seinem Tode mit inniger Rührung: „Ich gebe mein sterbendes Zeugniß der Wahrheit des Christenthums. Die theuren Verheißungen des Evangelii sind meine Unterstützung und mein Trost. Sie allein geben in der Todesstunde wahre Zufriedenheit. Ich fürchte mich nicht zu sterben. Das Evangelium Christi erhebt mich über alle Todesfurcht! Denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und wenn dieses irrdische Haus unserer Hütte abgebrochen ist, wir einen Bau von Gott haben, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das da ewig ist im Himmel.

gebohr. in Lancashire 1691. gestorb. als 49 jähriger Prediger der Dissenters in Dublin 1766.

3.

Primus Truber Pfarrer bey Tübingen.

Dieser fromme Prediger aus Kärnthen hat auf seinem Sterbebette ein Beyspiel gegeben, daß die deut=

deutlichen Verheißungen des göttlichen Wortes, und nicht die Subtilitäten in der Religion, des sterbenden Christen Gemüth beruhigen; denn er rief einem Prediger, der ihn in seinen Todesängsten vorbetete, zu: „den Text, — den Text, — das heißt, die klaren, ungekünstelten Aussprüche des Wortes — will ich hören.

starb 1566.

4.

Johann Esaias Silberschlag, Königl. Preusischer O. K. Rath und Prediger an der Dreyfaltigkeitskirche in Berlin.

Dieser berühmte Gottesgelehrte hatte ein unumschränktes Vertrauen auf Gott; und, fest überzeugt von der Auferstehung und Unsterblichkeit, — die öftere Beschäftigung seiner Einbildungskraft — sah er seinem Tode mit Freude entgegen. Die Ideen zu seinem Grabmahle, welches nach dem berühmten, vom Bildhauer Nahl verfertigten, Monumente zu Hindelblank in der Schweitz die Auferstehung aus dem Grabe am Tage der allgemeinen Todenerweckung sinnlich darstellt, hatte er sich schon lange vor seiner letzten Krankheit gewählt, weil diese Vorstellung seiner feurigen Phantasie wohl that. Zufälliger Weise war dieses Grabmal gerade wenig Wochen vor seinem Tode fertig geworden.

Seiner weinenden Gattin und Tochter rief er sterbend zu: „Weinet nicht, ich verliehre nicht, ich

gewinne ja; wenn auch ein Knecht aus dem Hause des Herrn abgeht, so hört deshalb das Hauswesen nicht auf, sondern es tritt ein anderer an seine Stelle."

geb. d. 16 Nov. 1721, gest. d. 22 Nov. 1791.

5.

Robert Brûce.

Da er an dem Morgen des Tages, da ihn der Herr wegnahm, beym Frühstück war, und nach seiner Gewohnheit ein Ey aß, sagte er zu seiner Tochter: es ist mir, als wäre ich noch sehr hungrig, und du kannst mir noch ein Ey bringen; allein, warte meine Tochter, fuhr er nach einigen Augenblicken fort, warte noch, mein Meister ruft mich! Mit diesen Worten vergieng ihm sein Gesicht, und er verlangte die Bibel. Suche, sprach er, das achte Kapitel an die Römer auf, und lege meinen Finger auf die Worte: ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder hohes noch tiefes, noch eine andere Kreatur mag uns scheiden, von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Nachdem dieses geschehen war, sagte er: „Liegt nun mein Finger auf diesen Worten?" und da man ihm dieses versichert hatte, fuhr er fort: „Nun, Gott sey mit euch, meine Kinder; ich habe mit euch gefrühstückt, ich werde aber diesen Abend mit meinem Herrn Jesu zu Tische sitzen;" und so gab er seinen Geist auf.

6.

6.

Friedrich der Weise. Churfürst zu Sachsen.

Die letzten Stunden dieses frommen Fürsten sind sehr merkwürdig. Er tröstete sich vorzüglich über die Schrecken des Todes mit den Worten der Schrift: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühseelig und beladen seyd, u. s. f. Diese wiederholte er auch öfters in Gegenwart der Umstehenden. Ueberdies hatte er dem Spalatin befohlen, die Schriftstellen: Also hat Gott die Welt geliebt, u. s. f. —" Dies ist der Wille Gottes, daß, wer an den Sohn gläubet, u. s. f. — mit großen Buchstaben auf ein Täfelchen zu schreiben, das seinem Bette gegenüber aufgehänget ward; welche Gewohnheit er von seiner Jugend auf gehabt, indem er die merkwürdigsten Aussprüche, die er gelesen oder gehört hatte, in seinem Zimmer an die Wand zu schreiben pflegte. Als ihn jemand wegen des nahen Endes tröstete, sprach er: Der Herr hat das Leben gegeben, und kann es auch wieder nehmen. „Wenn er auf dem Todbette befragt wurde: Wie er sich befände? pflegte er immer zu antworten: „der Geist ist ruhig, aber der Leib leidet Schmerzen." Als man ihn, da er heftige Steinschmerzen leiden mußte, fragte: „Ob er sonst noch ein Anliegen habe?" sprach er: „ich habe ein ruhiges Herz und ein gutes Gewissen, die äusserlichen Schmerzen am Fleisch will ich gern mit Geduld um Christi willen leiden." Endlich verschied

er mit den Worten, die er vernehmlich und laut öfters wiederholte: Kommt her zu mir alle, u. s. f.

7.

Jakob Hervey.

Einige Tage vor seinem Tode, den 20 Dezember, besuchte ihn sein alter Freund, D. Stonhouse, welcher ihm frey heraussagte, er könne nicht drey oder vier Tage mehr leben, und da er von den mannigfaltigen Tröstungen durch Christum, auch von der Eitelkeit der weltlichen Ehre im Vergleich mit der ewigen sprach, versetzte Hervey: „Warlich, Herr Doktor, die einzigen wahren Schätze sind im Himmel. Was würde es mir jetzt helfen, wenn ich Erzbischoff von Kanterbury wäre? Die Krankheit würde dem Bischoffshute keine Ehrerbietung bezeigen!"

Wenig Stunden vor seinem Tode bemerkte D. Stonhouse, daß er mit großer Beschwerde und Mühe redete, und daß die Todesangst herannahe; deßwegen bat er ihn, nicht zu reden, und sich zu schonen. „Nein, Herr Doktor, antwortete Hervey, nein! sie sagen mir, daß ich nur noch einige Augenblicke zu leben habe; ach! lassen sie mich dieselben immer zur Verehrung unsers großen Erlösers anwenden." Hierauf wiederholte er den sechs und zwanzigsten Vers des drey und siebenzigsten Psalms, und machte eine vortrefliche Erklärung über 1 Cor. 3, 22, 23. Hier, sagte er, ist der Schatz eines Christen. Der Tod wird mit dazu gerechnet, und ist ein vortreff-

treflicher Schatz. Wie dankbar bin ich des Todes wegen, da er der Weg ist, auf dem ich zum Herrn und Geber des ewigen Lebens gelange; und da er mich von dem Elende, worinnen sie mich sehen, und das ich willig erdulde, so bald es Gott gefällt, befreyet. Willkommen, o Tod, du wirst mit Recht zu den Schätzen der Christen gezählt.

er starb d. 24 Dezemb. 1758 im 45 Jahre.

8.

Ulrich Zwingli.

Im zweyten Kriege, welchen Zürch 1531 mit den fünf katholischen Kantons zu führen hatte, mußte Ulrich Zwingli auf obrigkeitlichen Befehl mit dem Panner, oder mit dem Haufen, welcher die Hauptfahne der Republik führte, zu welcher allezeit ein Diener der Kirche genommen wurde, bewafnet ins Feld ziehen. Die Zürcher verlohren die Schlacht, und Zwingli war auch unter denen, welche dabey am 11 Oktober ums Leben kamen. Seine letzten Worte waren folgende. „Wes Unglücks ist dieses? Wohlan! den Leib können sie wohl töden, aber die Seele — nicht!“

geb. d. 1 Jan. 1484 in Wildenhaus im Toggenburgschen.

9.

Heinrich Sander.

„In allen solchen Fällen, sagte der fromme Sander einst, da ihm jemand Zweifel über die künftige

Wiedervereinigung des Leibes mit der Seele machte, in allen solchen Fällen halte ich mich an Gottes Wort, und sehe, wie der einfältigste Christ, mit dem Vertrauen des unwissendsten Tagelöhners dem Tage entgegen, wo jede Knospe reift, und jede Blüthe Saamen tragen wird. Dem Apostel selbst kams unbegreiflich vor, Philipper 3, 21. aber er setzt hinzu, mit der Würkung u. s. f. das heißt: mit eben der souverainen Gewalt, mit der er vom Orion zur Milbe herabwirkt."

10.

Ferdinand Nonius Pincianus.

Dieser vornehme und gelehrte Spanier verordnete 1552 bey seinem Tode in seinem Testamente: daß nicht mehr, denn vier Worte auf seinem Grabstein stehen sollten, und diese waren: Maximum vitae bonum mors. Der Tod ist das größte Gut.

11.

Mahomed der 26 König der Saracenen in Spanien.

Dieser Monarch gieng einst in seinem Garten umher, da ihn denn einer seiner Diener also anredete: Wie schön ist dieser Garten! Welch ein lieblicher Tag! Wie angenehm und süß das Leben! Wer sich nur nicht für den Tod fürchten und sterben müßte! — Der König aber antwortete: „Du irrest, denn

wenn

wenn der Tod nicht wäre, so würde ich gewiß jetzt nicht hier regieren."

12.

Johann, Graf v. Rochester.

Dieser Mann war bey seinen ausserordentlichen Talenten, die ihn zu seinen Zeiten zu einem der größten Gelehrten und Dichter machten, zugleich ein großer Spötter über Religion und Tugend. Doch auf seinem Krankenlager veränderte er seine Gesinnungen ganz, und sein Ende ist würklich in dieser Hinsicht merkwürdig.

Als ihm der fromme Prediger Pansons seinen ersten Besuch gab, d. 26 May 1680, empfieng er ihn mit großer Freude und mit einer gewissen Art von Ehrerbietung, und sprach: „Er danke Gott, der ihm nach seiner Gnade und gütigen Vorsehung den Herrn Pansons zugesandt hätte, dessen Gebet und Rath er so sehr bedürfe; Er erkenne, daß er bis hieher eine gewisse heftige Abneigung gegen seinen Stand gehabt hätte, nunmehr aber fange er an, sie zu schätzen, er halte sie für Diener des ewigen Gottes, die ihm den Weg zum ewigen Leben zeigen sollten.

Herr Pansons bemerkte eine große Unruhe an ihm; er brachte das Gespräch wieder auf seine vorige Lebensart, und sagte endlich. „Er wäre entschlossen gewesen, die Religion mit allen Gründen

und aller Feindseeligkeit der Welt zu Boden zu werfen; aber gleich jenem großen Bekehrten, dem heiligen Paulus, hätte er es schwer befunden, wider Gott auszuschlagen. Ich übernahm, fuhr er fort, eines Tages in einer Atheistischen Zusammenkunft bey einer Person vom Stande die Sache zu führen; ich war der vornehmste Widerredner gegen Gott und Religion, und erhielt für mein Unternehmen den Beyfall der ganzen Gesellschaft. Gleich darauf ward mein Gemüth von Schrecken befallen, und ich sagte also zu mir: Gütiger Gott! wie kann doch ein Mensch, der aufrichtig einher geht, der die wunderbaren Werke Gottes sieht, der den Gebrauch seiner Vernunft und seiner Sinne hat, dieselben also mißbrauchen, um seinem Schöpfer Trotz zu bieten! Aber ob schon dies ein guter Anfang zu meiner Bekehrung war, daß ich mein Gewissen wegen meiner Thorheit gerührt fand, so gieng es doch bald wieder vorüber. Ich habe Zeit meines Lebens eine geheime Achtung und Ehrfurcht für einen ehrlichen Mann getragen, und die guten Sitten an andern geliebt. Aber ich hatte mir selbst einen seltsamen Entwurf von Religion ersonnen, der alles das unkräftig machte, wozu mich die Ehrfurcht gegen Gott und mein eigenes Gewissen nöthigte."

Dieser unruhige Gemüthszustand, in welchem er dieses Bekenntniß ablegte, dauerte noch eine lange Zeit, bis man ihm das 35 Kapitel des Jesaias, nebst andern Stellen aus der heiligen Schrift vorgelesen

lesen hatte. Sichtbar konnte man hier die Beruhigung wahrnehmen, die sich seiner Seele dadurch mittheilte. Er ersuchte nun oft die Anwesenden, ihm dieses 35 Capitel nochmals vorzulesen, und machte dann selbst darüber eine sehr rührende Auslegung, und wendete die wichtigen Aussprüche desselben zu seiner eigenen Demüthigung und Tröstung an.

Mitten in seiner Krankheit sagte er einmal: „Sollen wohl die unaussprechlichen Freuden des Himmels mir zu Theil werden? O mächtiger Heyland! das geschähe niemals anders, als durch deine unendliche Liebe und Genugthuung! O, niemals anders, als durch die Erkaufung mit deinem Blute! Er setzte noch hinzu: er sähe mit allem Abscheu auf sein voriges Leben zurück; er bereue aufrichtig und von ganzem Herzen alle die Thorheit und den Unsinn, den er begangen hätte.

Sein Glaube war sehr merkwürdig, indem er die Hauptlehren der christlichen Religion annahm, und mit Recht jene thörichte und ungereimte Weisheit verwarf, welche die Welt so sehr bewunderte, und die durch den kürzlich verstorbenen Herrn Hobbes und andere ausgebreitet worden war, und die ihn und noch viel andere von den besten Gemüthsgaben unter seiner Nation verdorben hatte. Seine Hochachtung für die heilige Schrift wuchs immer stärker; er sahe ihren großen Werth und ihren Nutzen deutlich ein. Denn da er mit seinem Herzen gesprochen hatte, so waren, wie er bekannte, alle die

an=

anscheinenden Widersprüche, die Leute von verdorbenem und verkehrten Verstande sich darinnen zu finden einbildeten, verschwunden; und ihre Vortreflichkeit ward ihm sichtbar. Er war sehr standhaft und anhaltend in seiner Andacht, und pflegte oft den Geistlichen, der bey ihm war, aufzufordern, mit ihm zu beten, oder ihm die Schrift vorzulesen; und gegen das Ende seiner Krankheit bat er Gott herzlich, ihm seine Schwachheiten zu verzeihen, wenn er nicht so wachsam und aufmerksam in allen seinen Pflichten seyn sollte, als er wohl wünschte; Ob schon das Fleisch schwach wäre, so wäre doch der Geist willig; und er hoffe, Gott werde dieses auch von ihm annehmen.

Es giebt viele Beweiße der Aufrichtigkeit seiner ganz veränderten Denkungsart, wovon ich jetzt nur einige anführen will. Er freuete sich zum Beyspiel sehr über das Abtreten seiner Gemahlin von dem Pabstthume, welches er eine Parthey, die blos durch Betrug und Grausamkeit unterstützt würde, nannte. Er trug eine herzliche Sorgfalt für die fromme Auferziehung seiner Kinder, und wünschte, daß sein Sohn niemals möchte ein witziger Kopf, oder, wie er es auslegte, eins von jenen unseeligen Geschöpfen werden, welche darauf stolz sind, Gott und seine Religion zu schmähen, indem sie sein Daseyn, oder seine Vorsehung leugnen; sondern daß er möchte ein ehrlicher Mann von einer wahrhaftig gewissenhaften Gemüthsart werden, die die einzige Stütze und der Seegen seiner Familie seyn könnte. —

Er

Er gab denen, die seine Papiere in Verwahrung hatten, den gemessensten Befehl, alle seine weltlich-gesinnten und unzüchtigen Schriften zu verbrennen; indem sie blos dazu dienten, Laster und böse Sitten zu verbreiten, und die Religion auf eine unwürdige Art herabzusetzen. Eben diese Anordnung machte er auch in Ansehung seiner Gemäldesammlung, weil viele Stücke davon, ja die meisten, die Schamhaftigkeit offenbar beleidigten.

Er betheuerte, nimmermehr wolle er mit Vorsatz eine Sünde begehen, und sollte er auch dadurch ein Königreich gewinnen können.

Seinen ehemaligen Freunden, die eben so frey dachten, wie er, schickte er furchtbare Warnungen zu. Einem vornehmen Manne, der ihn auf seinem Todbette zu besuchen gekommen war, gab er folgende Ermahnung: „O! sorgen sie ja dafür, daß sie Gott nicht ferner verachten! Er ist ein rächender Gott, und wird sie um ihre Sünden heimsuchen; jedoch wird er nach seiner Gnade, wie ich hoffe, bald oder spät, ihr Gewissen rühren, so wie er das meinige gerührt hat. Wir sind mit einander eine lange Zeit zugleich Freunde und Sünder gewesen; ich kann also um so viel freyer gegen sie reden. Wir haben uns, leider! in unsern Begriffen und Meynungen geirrt; unsere festesten Ueberzeugungen sind falsch und ungegründet gewesen; Gott wolle auch ihnen Sinnesänderung schenken."

Da er diesen Herrn den nächsten Tag wieder sah, sprach er zu ihm: Vielleicht waren sie gestern über meine Offenherzigkeit ungehalten, allein ich redete Worte der Wahrheit und der Nüchternheit; darauf schlug er mit der Hand an seine Brust, und sagte: „Ich hoffe, Gott werde ihr Herz rühren."

Dem ehrwürdigen Geistlichen, der ihm beystand, trug er auf, seine Sinnesänderung überall bekannt zu machen, und jedem zu sagen, daß er mit Zufriedenheit und Dank gegen Gott seine Leiden ertrüge, da sie das Mittel gewesen wären, ihn zu bessern, und weiser zu machen.

Und, um die Aufrichtigkeit seiner Besserung bey der Welt ganz ausser Zweifel zu setzen, und dem Schaden, wo möglich vorzubeugen, den er bey andern durch sein Beyspiel glaubte veranlaßt zu haben, schrieb er folgenden Aufsatz eigenhändig nieder, und befahl, ihn überall bekannt zu machen.

„Zum Behuf aller derer, die ich durch Beyspiel und Ueberredung zur Sünde verleitet haben könnte, überlasse ich der Welt diese meine letzte Erklärung, die ich in Gegenwart des großen Gottes von mir gebe, der die Geheimnisse aller Herzen kennt, und vor dessen Richterstuhle zu erscheinen ich mich nunmehr anschicke: daß ich vom Grunde meines Herzens meinen ganzen vormaligen gottlosen Lebenslauf verabscheue, und verwünsche; daß ich glaube, ich könne niemals genug die Güte Gottes bewundern, der

mir eine wahre Empfindung meiner schädlichen Grundsätze und niedrigen Handlungen verliehen hat, vermöge derer ich bisher ohne Hofnung, ohne Gott in der Welt gelebt habe, ein offenbarer Feind von Jesu Christo gewesen bin, und den heiligen Geist der Gnade aufs äusserste betrübt habe; und daß das größte Zeugniß meiner Liebe gegen dieselben ist, sie im Nahmen Gottes, und so lieb ihnen das Heil ihrer Seelen ist, zu warnen, daß sie ja nicht mehr sein Daseyn oder seine Vorsehung läugnen, noch seine Güte verachten möchten, nicht mehr mit der Sünde ein Gespötte treiben, oder die reine und vortrefliche Religion meines ewig gelobten Erlösers gering schätzen möchten, durch dessen Verdienst allein ich einer der größten Sünder noch immer Gnade und Verzeihung hoffe.“ Amen.

d. 19 Junius 1680.

J. Rochester.

unterzeichnet
Anna Rochester.
Robert Pansons.

Nunmehro wollen wir noch etwas von seinen letzten Stunden anführen, und die Macht der Religion auf das Gemüthe in diesem wichtigen Zeitpunct betrachten. Der Dichter sagt: „Es zeigt die Erfahrung, daß der Tod ein Entdecker der Herzen sey;“ und dies war er auch bey ihm; daß sein Herz aufrichtig und redlich vor Gott wäre.

Er

Er hatte kein Verlangen zu leben, sondern nur die Wahrheit seiner Bekehrung darzu thun, und die Ehre Gottes zu befördern. Wenn Gott, sagte er, mich noch einige wenige Zeit hier lassen sollte, so hoffe ich in eben dem Grade seines Nahmens Ehre zu befördern, als ich ihn bis daher durch mein ganzes vergangenes Leben verunehret habe; vornehmlich aber durch meine Bemühungen, andere zu überzeugen, sie von der Gefahr, in welcher sie sich befinden, zu versichern, und ihnen zu sagen, wie gnädig Gott mit ihnen umgegangen sey.

Als er ohngefähr drey bis vier Tage vor seinem Ende den Tod in der Nähe erblickte, sprach er: „Ich werde nun sterben, aber, o! welche unaussprechliche Herrlichkeit sehe ich! Welche Freude empfinde ich, die alle Gedanken und Ausdrücke übersteiget! Ich bin der Barmherzigkeit Gottes für mich durch Jesum Christum versichert. O wie verlangt mich zu sterben, und bey meinem Heylande zu seyn.“

Doch wir wollen schliessen. Die würdige Person, der wir diese Nachrichten von einem so angesehenen Bekehrten zu verdanken haben, sagt: „Noch giebt es viel andere vortrefliche Reden, die er in meiner Abwesenheit gelegentlich vorbrachte, die sich aber jetzt nicht alle in den engern Umfang einer Leichenrede bringen lassen. Doch, dies wenige, was ich jetzt anführte, wird hinreichend seyn, der Welt zu zeigen, wie sehr man Ursache hat, eine Religion zu schätzen, die für uns arme Sterbliche so viel Trost, so viel wahre Beruhigung hat.

13.

Thomas Halyburton.

Dieser Mann war einige Zeit Professor der Gottesgelahrheit auf der Universität zu St. Andrews, und hatte ein langes und beschwerliches Krankenlager auszuhalten; doch verlohr er nie die Geistesfassung, die in der Stunde des Todes von guten und wahren Grundsätzen zeiget. Er redete während seiner Krankheit viel über Grab und Ewigkeit mit seinen Freunden.

Als er in der Nacht auf den neunzehenden Sept. viel Schweis in seinem Gesichte fühlte, sagte er: Ich glaube, das ist ein Merkmal einer großen Veränderung! Doch ich weiß nicht, wie ein Mensch, der schon so viel von Gott erfahren, noch so besorgt um sich seyn, und nur irgend einen Zweifel in Ansehung der Zukunft haben kann? Das Labyrinth des Lebens ist so verworren, und am Ziele desselben, nach so viel überstandenen Gefahren, sollte man noch zweifeln können, daß ein höheres Wesen unser Führer war, und daß dieses höhere Wesen uns am Ausgange eine andere Bahn führen werde, wo unser Geist in ewiger Thätigkeit das seyn wird, was er auf der Erde zu werden erst anfieng?

Denke ich an meinen Tod, sagte er ein andermal, so finde ich jetzt einen großen Beweiß des Glaubens und der Macht in mir, die nur Tugend und Gottseeligkeit verleihen kann. Denn ich, ein armer,

schwacher und furchtsamer Mann, der ich vormals den Tod so sehr, als irgend jemand scheuete, der ich viele Jahre unter den Schrecken des Todes zubrachte, bin nunmehro durch die Barmherzigkeit Gottes und durch die Macht seiner Gnade dahin gekommen, daß ich mit gesetztem Muthe dem Tode in das Angesicht sehen kann. Ich habe ihn mit aller seiner Bläße, mit allen schreckhaften Umständen, die ihn begleiten, erblickt. Ich getraue mir nun, ihm in seiner gräßlichen Gestalt entgegen zu sehn.

Nachher ermahnte er einige, an den Tod zu denken, und sprach: „An den Tod denken, das ist eine nützliche Sache. Aber das geschiehet nicht dadurch, daß man auf Kirchhöfe geht, und Gräber besucht, sondern indem man die Eindrücke des Todes in seiner ersten Gestalt und unter seiner ersten Ursache überwindet, und unter seinen verschiedentlichen Zufällen und Folgen mit einem auf beyde Bündnisse gerichteten Blicke, auf das Bündniß der Werke, wodurch er in die Welt gebracht wird, und auf das Bündniß der Gnade, durch welches die Gläubigen davon befreyet werden."

Ferner sagte er auch einmal: „Ich weiß wohl, ein großer Theil von dem, was ein Sterbender gesagt hat, wird für aberwitzig gehalten werden; doch ich danke Gott, der die wenige Urtheilskraft, die ich hatte, so gut erhalten hat, daß ich im Stande gewesen bin, auf eine gesetzte Art über sein Verfahren und seine Regierung nachzudenken. Ich bin nüchtern und gelassen, wenn ich anders jemals nüch-

nüchtern gewesen bin. Die Menschen mögen es nun glauben oder nicht, genug, ich bin von der Wahrheit meiner gegenwärtigen Behauptungen vollkommen und bey völligem Bewußtseyn überzeugt.

Bin ich nicht ein Mensch, der auf wunderbare Art unter Betrübniß und Tod von Gott unterstützet wird? Der Tod der Heiligen wird in unsern Tagen zum Gespötte. Lacht man aber über mich, so kann ich wieder lachen; und ich denke immer, ich habe das meiste Recht. Wenn solche Leute an meine Stelle kommen werden, dann werden sie sich nicht einmal getrauen zu lachen. Ich will mich in meinem Gott freuen, und fröhlich seyn in dem Gott meines Heils. Zur Vollendung meiner Glückseeligkeit fehlt mir nichts weiter, als der Tod."

geb. d. 25 Dezemb. 1674, starb d. 23 Sept. 1712.

14.

Der Kardinal Reginaldus Polus.

Als dieser Kardinal erfahren hatte, daß Heinrich, König in England, Meuchelmörder bestellen lassen, die ihm das Leben nehmen sollten, gab er hierüber folgende Antwort: „König Heinrich irret sich sehr, wenn er glaubt, mir dadurch einen großen Verlust zu verursachen. Er kann mir hiermit weiter nichts thun, als wenn er einem, der gern schlafen gehen will, die Kleider ausziehen läßt."

15.

Der weise Araber.

Ein weiser Araber sagte, es gäbe einen zweyfachen Tod; der eine käme von der Natur her, der an-

andere von unserem Willen. Ein Mensch sterbe, wenn er endlich von der Natur gezwungen werde, diesen irrdischen Leib zu verlassen. Aber die Weisen nennten auch dieses sterben, wenn die Seele, so lange sie noch in diesem Körper sich aufhalte, ihre Begierden dämpfen, und die anreizende Lust zur Welt unterdrücken könnte. Wer nun diesen Tod überwunden hätte, dem sey der andere — Leben.

16.

Fulgentius.

Als Fulgentius zum Tode krank wurde, rief er zu wiederholten malen aus: „Herr, gieb mir Geduld, und sey mir gnädig!“ — Als die Aerzte ihm riethen, er sollte sich eines Bades bedienen, es würde ihm wohl thun; so fragte er sie: „Können es Bäder so weit bringen, daß ein Mann, der seine Tage erreicht hat, nicht sterben muß?“

17.

Rousseau.

Als Rousseau sterben wollte, ließ er im letzten Augenblicke das Fenster öffnen, um noch einmal die Sonne zu sehn, und bewunderte zum letztenmale die Pracht der Schöpfung. „Das ist Gott, Gott, der mich zu sich ruft!“ Mit diesen Worten sinkt er tod zurück auf den Sessel.

III.

Die letzten Stunden edler Menschen aus der Verlassenschaft ihrer Freunde.

III.

Die letzten Stunden edler Menschen aus der Verlassenschaft ihrer Freunde.

1.

D. Wilhelm Paul Verporten, Rektor und theolog. Professor am Gymnasio zu Danzig und Pastor an der Dreyfalt. Kirche.

gebohren 1721.
gestorben d. 17 Januar 1794.

Er hatte bis in sein 73 Jahr mit vieler Treue seine Aemter verwaltet, und wünschte sich etwa vierzehn Tage vor seinem Ende nichts sehnlicher, als daß er nicht lange krank seyn möchte; weil der Gedanke, aus Schwachheit nichts gutes mehr zu thun, und etwas nützliches würken zu können, für ihn etwas trauriges habe. Und Gott erhörte den Wunsch dieses frommen Verehrers der Tugend. Als er in der Nacht vom 16 bis zum 17 Januar merkte, daß er nicht lange mehr leben würde, sagte er mit Gelassenheit und Ruhe des Geistes sehr viel, und sprach über seinen Tod, als über einen Gegenstand, der

ihn so nahe gar nicht anzugehen schien. „Der Puls, sagte er, geht noch gut: nach Hofmanns Theorie soll man ja auf die Sekunde wissen, und bestimmen können, wenn er zum letztenmale schlagen wird.“ Er rief seinen Schwiegersohn, den Archidiaconus Lengnich, und fragte diesen über den nahen Tod tief gerührten Mann, ob er sich auf den Puls verstünde? und versicherte ihm: er fühle es in der Brust, daß er nicht sieben Uhr des Morgens überleben werde. Man wollte gern wissen, woher er dies vermuthete?“ — Das läßt sich, sagte er, eher empfinden als beschreiben. Ich fühle im Kopfe ein gewisses Hin- und Herfahren, das mir nebst der vollen Brust ein wahrer Vorbote des Todes ist. —

Von seinen Groskindern hatte er schon vorher Abschied genommen, und sie zur Tugend und Arbeitsamkeit vermahnt, aber immer mit der größten Gelassenheit, und mit der Ruhe eines Weisen und Christen. Mit seiner einzigen geliebten Tochter, seinem Schwiegersohne, und allen anwesenden Verwandten sprach er von der Unsterblichkeit der Seele mit so vieler Besonnenheit, als wenn er ganz gesund wäre. „Es ist wohl wahr, die Vernunft bietet uns manche Gründe für die Unsterblichkeit der Seele dar: aber in manchen Augenblicken, und besonders am Rande des Lebens giebt doch die Religion überzeugendere und festere Gründe; sie wird mir jetzt weit theurer, da ich so sehr ihren wohlthätigen Einfluß empfinde.“ Er wünschte noch das Abendmahl zu genießen, welches ihm Herr Prediger Lengnich unter vielen Thränen

nen reichte, und war sehr heiter bey der Feyer des Andenkens an seinen Freund, Lehrer und Erlöser, bey dem er bald seyn würde.

Unter andern ließ Herr Prediger Lengnich auch die Worte in einem Gebete mit einfließen aus Jesaias 38, 17. „Siehe, um Trost war mir sehr bange," u. s. f. — „Nein, antwortete der Sterbende mit Freudigkeit, bange ist mir gewiß nicht! Meine Religion verscheucht mir alle Schrecken des Todes! In der Rechtschaffenheit und Frömmigkeit, sagte er ein andermal zu seiner Tochter, ist doch viel Beruhigung; ich sage dies nicht um deinet willen, sondern, daß du auch deine Kinder noch fernerhin dazu anhaltest, und ihnen immer Tugend und Religionsliebe einprägen mögest. — Der Tod ist mir, sagte er zu einer andern Zeit, nicht bitter! Es ist nur eine schmerzhafte Sekunde; aber die erträgt man gern, wenn man weiß, daß man alsdann von Beschwerden des Leibes, von allen Unvollkommenheiten der Welt, und von der Sünde frey wird. So blieb er bis auf den letzten Augenblick gelassen und heiter, bis er endlich des Morgens um sieben Uhr, wie er vermuthet hatte, sein Leben beschloß.

2.

Johann George Pfranger. Herzoglich Sächßl. Meynungischer Hofprediger.

gebohr. d. 5 Aug. 1745.
gestorb. d. 10 Jul. 1790.

Am letzten Abende konnte man ihm mit Mühe sein Bette verändern, doch gieng er noch einige Schrit-

te allein, um hinein zu kommen. Da er lag, sagte er zu mir: „Mein Herz ist in jeder Stunde voll Sorgen für dich. — Denn er hinterließ eine Wittwe und sechs unerzogene Kinder. — Lieber Pfranger, antwortete ich: Du machst mir mit deiner Standhaftigkeit und mit deinem Christenglauben ein wahres Geschenk. Dein Beyspiel soll mir heilig seyn! Das Reden fiel ihm immer schwerer. Er seufzte bisweilen: „Ach Gott, hilf mir es vollenden!“ Er legte sich, um einzuschlafen; aber bald wandte er sich wieder um, als ob er etwas vergessen hätte, und sagte: „Liebe Albertine, ich bitte dich, vergiß nicht, denen Armen gutes zu thun: gieb, so viel du kannst, und Gott wird dich seegnen!“ — In der Nacht des 9 Julius schlief er einige Stunden; ich brachte sie in Thränen zu. Meine Gesundheit wankte sehr; ich hatte drey kranke Kinder, und seine Wünsche nach Auflösung drangen mir durch die Seele. Ich bat Gott mit Innbrunst, daß er mir Kräfte geben möchte, dies nahe Leiden mit völliger Hingabe in seinen Willen zu überstehen. Mein geliebter Kranker erwachte ängstlich. Mit vieler Mühe konnte er ein wenig Thee trinken! Ich las ihm das 17 Kapitel Johannis vor. Es stärkte uns in der Stunde der Angst. Ich merkte nun, daß auch seine Stunde gekommen wäre. Jeden Tag hatte er seine Uhr aufgezogen, auch noch am letzten. Jetzt war sie aber abgelaufen. Ich sagte es ihm. Er sah mich mit einem bedeutenden Blicke an. — Es war feyerliche Stille! — Die Farbe seines Gesichts veränderte sich.

Ich weckte unsern ältesten Sohn, er sollte den Vater sterben sehen. Ich holte alles mögliche, um ihn durch Geruch zu stärken, und gab ihm noch einige Kirschen. Auf einmal verzog sich sein Gesicht. Seine Augen starrten in die Höhe, als wenn er betete; der Mund schien zu lächeln, und er war — nicht mehr.

3.

Johann Heinrich Justus Köppen, Rektor des Lyceums zu Hannover.

geb. d. 15 Nov. 1755 zu Hannover.
gest. d. 9 Nov. 1791.

Dieser verdienstvolle Schulmann bekam im September 1791 den Ruf als zweyter Lehrer des Lyceums zu Hannover. Aber er bekleidete dieses Amt kaum ein paar Wochen, als ihn eine heftige Krankheit auf das Lager warf, und der Welt entriß. Schon einige Wochen vor der feyerlichen Einführung in sein neues Lehramt, und besonders am Morgen desselben Tages spürte er einige Anwandlung vom Fieber, so, daß der Arzt wünschte, er möchte zu Hause bleiben. Da indeß schon alle Anstalten zu dieser Feyerlichkeit gemacht waren, so gieng er doch auf die Schule, und hielt noch eine lateinische Rede: De charactere hominis, während welcher er aber schon sichtbar mit Fieberfrost kämpfte. Nach Endigung derselben verließ er sogleich die Schule, und betrat sie nie wieder.

der. So bald er nach Hause kam, mußte er sich zu Bette legen. Seine Krankheit wurde mit jedem Tage bedenklicher, und er selbst schien bald für sein Leben zu fürchten. In den ersten Tagen machte ihn die Hemmung seiner sonst gewohnten Thätigkeit mürrisch und launisch; in den letzten Tagen aber seines Krankenlagers fieng er an zu phantasiren. Seine Einbildungskraft beschäftigte sich blos mit erhabenen Gegenständen; und die ihm vorschwebende Haupt-Idee war: er sey zu einem großen Göttermahle geladen, und müsse sich daher, um würdig dabey zu erscheinen, anschicken. Hierzu sah' er mit unbeschreiblicher Lebhaftigkeit des Geistes Anstalt machen; er ermunterte selbst seine Gattin, einzupacken, und ihn zu begleiten. Zuletzt sah er den Herold kommen, der ihn abrief. Nun wollte er durchaus fort, und nur die Bitten seiner Gattin beruhigten ihn wieder. Er hielt sie für eine Göttin, und kein Nahme in der alten Geschichte und Mythologie war so erhaben, den er ihr nicht gab. Diese Phantasieen waren eine Folge seiner letzten allzu großen Anstrengung. Der Wechsel im Amte nehmlich, nebst denen damit verbundenen Zerstreuungen, hatten ihn verhindert, den letzten Theil von den Anmerkungen über den Homer in Hildesheim auszuarbeiten, und er mußte dieses hauptsächlich, und zwar wegen vieler anderer Geschäfte mit großer Anstrengung noch in Hannover thun; also kurz vor seinem Tode. — Mit traurigen Gesichtern und Thränen konnte man ihn, während seiner Phantasieen, sehr aufbringen, und nicht anders

als

als mit einer freundlichen Miene durfte man sich ihm nähern.

Am achten Tage war die Krise seiner Krankheit. Beym Erwachen von einem sanft scheinenden Schlafe richtete er sich auf einmal in die Höhe, sah seine Gattin, die nicht von seinem Bette wich, mit einem freudigen Blicke an, und rief ihr mit froher Stimme zu: „Danke Gott, ich bin gerettet!" Dieser Schlaf hat es entschieden, ich fühle es jetzt in allen Gliedern, daß ich krank bin; und der Arzt wünscht ja, daß ich meine Krankheit nur erst selbst recht fühlen möge. Schicke sogleich zu allen Verwandten und Freunden, die Theil an meinem Schicksaale nehmen, und laß sie meine Rettung wissen; laß auch gleich die jungen Leute herunter kommen, ich will sie sehen und sprechen. Es waren ihm nehmlich sechs seiner besten und liebsten Schüler aus Hildesheim gleich nachgefolgt, welche bey ihm im Hause wohnten. Auch ihnen verkündigte er seine Rettung, bat den einen, ihm etwas auf dem Klaviere vorzuspielen, gab großen Hunger vor, und aß mit Begierde, was man ihm reichte.

Dies war der letzte Kampf seiner starken Natur mit der Gewalt der Krankheit. Er blieb etwa eine Stunde in dieser Spannung, dann fragte er seine Gattin: „Ob sie ihn denn auch würklich für gerettet halte?" Er laß ihre Zweifel, trotz ihrer Bejahung der Frage, in ihren Augen, und bat dann alle Anwesende,

de, ihn einige Augenblicke allein zu lassen. Aus einem Nebenzimmer sahe man nun, daß er im Bette niederkniete, und seine Hände in die Höhe hob. Er dankte Gott mit der feurigsten Ergiesung seines innigsten Gefühls für die ausserordentliche Vaterliebe und Güte, mit welcher er ihn durchs Leben geleitet habe, und empfahl seine Familie der fernern Leitung und Vorsorge des Allgütigen. Darauf rief er seine Gattin wieder, und ließ sie schwören, der Tugend stets treu zu bleiben, und einzig auf diesem Wege, nach den Vorschriften und Grundsätzen derselben ihre Kinder zu erziehen. „Wenn du dies hältst, fuhr er fort, dann wird in jener Welt kein Paar seeliger seyn, als wir beyde, die wir uns schon hier so innig liebten."

Eben dieses Gelübde mußte ihm drey Tage vor seinem Tode sein Freund Süstermann, Prediger im Hildesheimischen, ablegen. Neue Paroxismen traten ein, und seine edle Seele entfloh.

4.

D. Sam. Friedr. Nathan. Morus. Professor der Theologie zu Leipzig, Dom-Herr zu Meissen, und Assessor des Consistorii.

geb. d. 30 Nov. 1736 zu Lauban.
gest. d. 11 Nov. 1792 zu Leipzig.

Dieser fromme und gelehrte Mann war von Natur immer sehr schwächlich. Oft hielt er seine

Vorlesungen, den Kopf vor Schmerz auf die Hand gestützt. Aber die Gottergebung und die Geduld, mit welcher er diese Kränklichkeit, die sehr oft in die grausamsten Schmerzen des Kopfs und in Betäubung übergieng, und besonders durch sein überaus reizbares Nervensystem verursacht wurde, so viele Jahre hindurch ertrug, ist eine der schönsten Blumen im Kranze seiner Tugenden.

Was für eine Stärke der Seele, was für eine Herrschaft der Vernunft mußte dazu gehören, daß dieser Mann die Fassung nicht zuweilen verlohr, wenn seine Krankheit ihn gerade zu den einzigen Freuden, die er schätzte, zu dem Vergnügen durch Thätigkeit des Geistes, unfähig machte! —

Schon im Jahre 1785, als er das Rectorat verwaltete, lag er so sehr an einer Nervenkrankheit darnieder, daß man allgemein seinen Tod fürchtete. Aber er wurde erhalten, und diente der Welt in seinem ehrwürdigen Berufe noch sieben Jahre; freylich mit untermischten Anfällen von Krankheit und Schmerzen.

Das letzte halbe Jahr seines Lebens war indeß besonders leidensvoll für ihn. Es gesellten sich zu seinen gewöhnlichen Uebeln noch andere schmerzhafte Zufälle. Und doch versichern alle, die ihn umgaben, daß in dem Maaße, in welchem die Kräfte seines Körpers abnahmen, die Heiterkeit seines Geistes zugenommen habe; gleichsam, als hübe ihn ein Vorgefühl seiner baldigen Freyheit von Körperschmerzen über alle Uebel der Erde hinweg. Niemals beunruhigte

higte er die seinen mit Klagen, sondern dankte auch immer Gott für die kleinste Erleichterung, die er ihm schenkte. Nur einigemal äußerte er gegen einen seiner nächsten Verwandten, daß ihm seine Vorlesungen jetzt sauer würden.

Seine Freunde waren daher für jetzt seinetwegen weniger besorgt, und glaubten ihn seinem Ende nicht so nahe. Nur sein Arzt, der die bis jetzt bey ihm noch immer würksam gewesenen Mittel fruchtlos fand, fieng an, mit vieler Besorgniß für sein Leben zu fürchten.

Sonntags, den vierten November, wo er an den heftigsten Kopfschmerzen litt, machte er einen kleinen Spatziergang mit seiner Gattin, um sich Linderung zu verschaffen. Am folgenden Tage war er noch im Stande aufzuseyn, und nachdem er Abends nach Tische sich in einer seiner gewöhnlich vergnügten Stunden mit seiner Gattin unterhalten hatte, trennete er sich von ihr mit den Worten: „Hat uns nicht Gott heute noch eine rechte heitere Stunde geschenkt!"

Am folgenden Tage rührte ihn der Schlag. Von nun an schlief er fast immer. Doch behielt er noch so viel Bewustseyn, um kurze Antworten zu geben, oder seine Ergebenheit in Gottes Willen an den Tag zu legen. Endlich verlohr er aber auch noch dies wenige Bewustseyn, und entgieng dadurch dem schweren Kampfe, den ihm die Trennung von seiner zärtlichen, ganz für ihn lebenden Gattin würde gekostet

haben.

haben. Er starb den folgenden Sonntag, wo er sich eine Predigt vorgenommen hatte, den 11 November früh um acht Uhr im 56 Jahre.

Er hatte eine geraume Zeit vor seinem Tode sein Begräbniß selbst angeordnet. Wie seine ganze Laufbahn ohne Geräusch gewesen war, so sollte es auch ihr Beschluß seyn. So sehr man nun aber auch seinem Willen hierinnen nachzukommen suchte, so konnte dies doch nicht verhindern, daß nicht einige hundert seiner Schüler ihn zu seiner Grabesstätte begleiteten. Eine noch größere Anzahl hatte sich an seiner Gruft versammlet.

Hier ruhet sein Gebein in der Erde, umgeben von den Hügeln, unter denen Gellert, Clodius, Reiske und Reitz begraben liegen. Man fand darauf sein Grab mit Blumen bestreut, und die Studierenden seiner Facultät trauerten einige Wochen mit einem Flor um ihn.

Sein Wahlspruch war Hofnung. Sie hat ihn über das Land der Gräber hinüber zu der höhern Stufe unseres endlosen Daseyns geleitet, die nach dem Glauben guter Menschen uns alle im Maaße unseres veredelten Willens erwartet.

5.

Letzte Stunden eines Kindes, das für die Ewigkeit reif war.

In der letzten Hälfte des Novembers 1793 verlohr der verdiente Archidiaconus Kühnhard in Stade

einen Sohn an der Schwindsucht, dessen frühen Tod alle, die ihn kannten, bedauerten. Schon vor einem Jahre, da er noch ganz gesund und munter war, trat er an das Sterbebette seiner guten Mutter, und sagte zu ihr: „Liebe Mutter, du willst sterben, du willst uns verlassen? — Ach, wenn ich dich durch meine Lebhaftigkeit und jugendliche Fehler etwa beleidiget habe, so vergieb es mir; ich werde dir bald nachfolgen, und dann wollen wir ewig wieder beysammen seyn, und uns freuen. —" Die rechtschaffne Mutter, die bis jetzt ihre Leiden und den Gedanken, sich von ihrem Gemahl und ihren Kindern zu trennen, mit der größten Geduld ertragen hatte, wurde dadurch so sehr gerührt, daß sie selbst sagte: „Bis jetzt hätte sie sich zu fassen gewußt, aber die Worte ihres Sohnes hätten sie so aus aller Fassung gebracht, daß ihr das Herz bluten möchte." Sie starb noch denselben Abend, und alle beweinten ihren Verlust.

Kurz darauf fieng auch dieser Sohn, der in sein zwölftes Jahr gieng, an, krank zu werden. Still und ruhig ertrug er seine Leiden, und freuete sich immer auf die Zeit, die sein ihn liebender Vater bey ihm zubringen konnte. Je näher er seinen Tod herannahen sah, desto ruhiger betrug er sich. Er bat auch seinen Vater um Verzeihung, wenn er ihn etwa beleidiget hätte, und äußerte noch den Wunsch, wenn er wieder gesund würde, so möchte er ihm doch seine Taschenuhr schenken, welches ihm der Vater

auch

auch versprach. Die Lebenskräfte wurden aber bald schwächer, und er entschlummerte.

Nach seiner Beerdigung will nun die älteste Tochter die Sachen ihres verstorbenen Bruders aufheben, und da findet sie auch Papiere, auf welche ihr Bruder sein Testament, und wie aus darunter geschriebener Jahrzahl und Datum zu sehen, noch in seinen ganz gesunden Tagen gemacht hatte. Dem ältesten Bruder waren seine Schreibematerialien und Bücher bestimmt, weil dieser sie am besten brauchen könnte; dem auf ihn folgenden die Wäsche und Kleidung, weil er bald so groß werden würde, daß er sie brauchen könnte; den Schwestern seine Sparbüchse; und so hatte er alles mit der größten Bedachtsamkeit verschenkt, je, nachdem er glaubte, daß es nützlich wäre. Selbst die Art, wie er wollte begraben seyn, und welche Gesänge, der dasigen Gewohnheit nach, vom Thurme sollten geblasen werden, hatte er bestimmt. Wer könnte es wohl einem zärtlichen Vater verdenken, wenn ihn der Verlust eines solchen Kindes schmerzt!

6.

Alexander Gottlieb Baumgarten.

gestorb. d. 27 May 1762.

Das Ende dieses großen Weltweisen verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Er mußte die letzten zwölf Jahre seines Lebens mit einer auszehrenden Krankheit kämpfen. Zuletzt rührte ihn der Schlag;

die Sprache verlohr er fast ganz, durch diesen Umstand aber wurde sein Geist nicht niedergeschlagen. Er nahm, obgleich in einer schwer zu vernehmenden Sprache, von den Seinigen Abschied, ermahnte sie aus Gottes Wort, und erwartete den Tod mit Freuden. Doch erholte er sich wieder. Der Mund ward wieder gerade, und die Sprache vernehmlich. Als ein Freund vor sein Bette trat, reichte er ihm seine gelähmte Hand, und sagte: „Fühlen sie nur, sie ist schon morsch tod."

Den Tag darauf konnte er sich selbst wieder im Bette aufrichten und die Umstehenden mit langen Unterredungen aufmuntern. Unter andern sprach er von der Freudigkeit im Tode, und rief dabey aus: „Die hat der Christ allein; die Vernunft weiß nichts davon." Hierauf verbannete er alle Gelehrsamkeit von seinem Bette, mit dem Ausdruck: „Wer mir etwas davon sagen wird, der hat meinen Haß!"

Den folgenden Tag früh bekam er einen heftigen Krampf. Die Augen starrten, die Hände wurden kalt, und er blieb einige Stunden in diesem Zustande, in welchem man sein Ende erwartete. Gegen Mittag war dieser Zustand vorüber. Er redete viel von seinem Tode, und da ihm der Arzt gute Versicherungen wegen seiner Krankheit gab, wollte er anfangs denselben keinen Glauben geben, bis er sich endlich, auf des Arztes Bitten, in einem Spiegel besahe. Er gab denselben mit den Worten zurück: „Ja gewiß, das ist doch noch der alte Alexander

Baum=

Baumgarten. Ich glaubte schon eine poßierliche Gestalt anzutreffen, aber er sieht doch noch eben so aus, als wie er auf seinem Stuhle im Auditorio saß. Hierauf ward er ganz munter, und führte, des Anblicks seiner gelähmten Hand unerachtet, frölichere Gespräche.

Er ließ sich die Zeitungen vorlesen, und stellte darüber Betrachtungen an. Er besaß in Absicht auf seinen Tod eine solche gesetzte und standhafte Unerschrockenheit, daß er durch den Anblick desselben nicht betäubt wurde. Er behielt noch Stärke genug übrig, um die Begebenheiten der gegenwärtigen Welt auf eine nützliche Art zu betrachten, und sogar seine schon gestorbene Hand mit einer Art der Lustigkeit anzusehen.

Doch des folgenden Tages gegen Abend verlohr sich die Hofnung zur Genesung ganz. Er rufte seine Ehegattin zu sich, und legte ihr die unerwartete Frage vor: ob sie ihn könne sterben sehn? Als sie nun vor großer Bestürzung nicht gleich zu antworten im Stande war, verlangte er: sie solle ihn sogleich verlassen, und den Prediger zu ihm schicken. An diesen ließ er eben dieselbe Frage ergehn, und als derselbe mit ja geantwortet hatte, sagte er zu ihm: „Gut, so setzen sie sich. Hierauf durfte eine Zeitlang kein anderer zu ihm kommen.

Den Morgen hierauf bezeugte man ihm eine Freude über seine anscheinende Besserung, und über

die vermuthliche Genesung. Er antwortete aber: „Ganz gewiß nicht.“ Glauben sie meiner zwölfjährigen Erfahrung. Octo dies morior. Sechs Tage bin ich schon gestorben, nun noch zwey Tage.“ Die Prophezeihung traf auf das genaueste ein. Uebrigens redete er diesen ganzen Tag sehr munter.

In diesen Tagen besuchte ihn ein Geistlicher zu einer Stunde, da er sehr schwach war, und wollte ihn mit seinem Gebete stärken. Er sagte zu demselben: „Das ist nur ein Ceremoniel. Wenn ich mich nicht eher zubereitet hätte, nun wäre es Zeit! doch beten sie.“

Den letzten Tag seines Lebens zeigte er sich in aller seiner Vollkommenheit. Früh gegen acht Uhr fand sich nach einer ausserordentlichen Hitze ein anhaltender starker Husten ein, und er warf verschiedene Stücken Lunge aus. Das letzte Stück schien bloße Haut zu seyn. Er sahe es mit Gelassenheit an, und befühlte es selbst eine Zeitlang. Er verlangte hierauf seinen kleinen Sohn noch einmal zu sehen, und sprach mit betrübter Miene: „Ach! der braucht noch einen Vater! Einem Freunde trug er auf, diesem Kinde den wichtigen Spruch beyzubringen: Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? — Wenn er sich hält nach deinem Worte. Er setzte hinzu, aus diesen Worten ist meine ganze Theologie entstanden.

Als jemand zu ihm sagte: Ich finde, daß ihre Seele in guter Ruhe ist, antwortete er: ja, die hat der Christ allein. Zu einer andern Stunde an eben diesem Tage sagte er: Hier hilft nicht der Philosoph, nicht der Theologe, der Glaube allein. Mein alter Glaube, auf den ich sterbe, ist ein Beweiß aller Beweiße.

Um eilf Uhr fand sich das Röcheln am Herzen ein. Er sahe einen anwesenden Freund eine Zeitlang an, und sagte endlich mit ungemein freudigem Muthe und heiterer Miene zu ihm: Verstehen sie diese Sprache wohl? Sie sagt: Baumgarten, du sollst nun kommen. Hierauf lag er eine Zeitlang in tiefster Betrachtung stille. Endlich wiederholte er etlichemal die Worte: Gott ist gerecht, ich aber bin strafbar. Sein Freund war darüber bekümmert, weil er meynte, diese Ausrufung rühre aus einer Angst vor dem Tode her. Er faßte das Herz, zu ihm zu sagen: Lieber Herr Professor, wir wissen ja, daß Jesus die strafende Gerechtigkeit Gottes ausgesöhnt hat. Worauf Baumgarten ihm entgegen rief: ja, das weiß ich, und darum bin ich eben so freudig und fürchte mich nicht.

Kurz nachher verwandelte sich mit einemmale seine Sprache. Er fieng an sehr schwer und gebrochen zu reden. Sogleich nahm er von seiner Ehegattin den beweglichsten Abschied, empfahl sie der göttlichen Vorsorge, traf noch einige Verordnungen, und ließ sie mit der Bitte von sich, daß sie ihn nicht

eher wieder sehen möchte, als bis er schlafen würde. Hierauf nahm er von seinen übrigen Verwandten auch Abschied, und da eine derselben ihr Gehör verlohren hatte, so ließ er ihr die Worte aufschreiben: Gott ist über mich, ich muß nun schlafen.

Den Doktor Eberti empfieng er mit der Anrede: Nun muß ich schlafen. Der Doktor nahm weinend von ihm Abschied, und nach einem langen und traurigen Stillschweigen frug er ihn, ob er große Schmerzen am Herzen empfände? Baumgarten antwortete: Nein, mein Herz ist ruhig in dem Blute Jesu. Dies ist mein Glaubensbekenntniß. Darauf will ich leben und sterben, so wahr mir Gott helfe. Amen. Bey diesen Worten schlug er sich an die Brust, und zeigte gen Himmel. Hernach sah er einen seiner Freunde an, und sprach: Merken sie sich das. Sodann legte er die Hand auf ihn, und von demselben auf den immer noch anwesenden Doktor.

Um vier Uhr des Nachmittags ward seine Sprache ganz unvernehmlich. Er redete zwar sehr vieles, allein da man ihn versicherte, er könne nicht verstanden werden, wieß er sehr oft gen Himmel, machte Kreuze in die Luft, und schrieb mit dem Finger auf dem Bette. Als man ihn aber noch nicht verstehen konnte, verlangte er Feder und Papier. Eilend ergriff er die Feder, zeichnete mit großer Munterkeit ein Kreutz, und schrieb sehr leserlich darunter: Das heißt Jesus von Nazareth.

Nach

Nach Mitternacht, nachdem sich seine Sprache etwas wieder gefunden hatte, fragte er: Was die Seinigen machten, und sagte zu den Umstehenden: Bittet Gott, daß er mich bald auflöse. Nach zwey Uhr reichte er seinem Freunde seine sterbende Hand, und man verstand unter vielen unvernehmlichen Reden zuletzt von ihm: Nun werde ich bald seelig seyn.

Dieses erfolgte nach drey Uhr des Nachts, den 27 May 1762, als Baumgarten noch nicht 48 Jahr alt geworden. Er verschied ohne Verzuckungen und ängstliche Geberden mit seiner bisherigen heldenmüthigen Miene. Kurz vor seinem Tode schien er erfahren zu wollen, ob er mit gebrochenen Augen noch sehen könne. Er winkte, daß der Schirm vor dem Lichte weggenommen werde, und daß von den gegenwärtigen Personen eine nach der andern vor ihn kommen sollte. Er fühlte auch oft an seine Nase, Wangen und den Puls. Er erkundigte sich dabey nach der Uhr, und starb mit völligem Gebrauche seines Verstandes.

7.

Justus Möser. Geheimer Rath und Referendar, Justitzrath und Kriminal Richter zu Osnabrück.

gest. d. 8 Jan. 1794 im 74 Jahre.

Justus Möser starb, wie er gelebt hatte, mit einer Fassung, Seelenruhe und Gottergebenheit, wie

sie sich für den Character desselben schickte, einen Character, in welchem Heiterkeit und Ernst eben so harmonisch als eigenthümlich, und auf eine höchst seltsame Weise vereinigt waren. Seine Seele faßte eine Summe großer und liebenswürdiger Eigenschaften in sich, die ihn bey jedem in Ansehn und Achtung setzten.

Er bediente sich kurz vor seinem Ende, da sein Arzt aus dem Zimmer gieng, einiger auffallenden Worte, indem er sagte: der Proceß ist zu Ende. Manchen, ja den meisten müssen diese Worte unerklärbar vorkommen. Doch folgende Erklärungen werden den wahren Sinn der Worte: Der Proceß ist zu Ende, ich habe ihn verlohren, die er etwa zwey Stunden vor seiner Vollendung sprach, deutlich bestimmen können. — —

Womit Möser in den letzten Jahren zu kämpfen hatte, war eine Art von Krämpfen, die hart und mit Schlaflosigkeit verbunden waren. Dieses Uebel glaubte er sich durch kalte Bäder zugezogen zu haben, und warnte daher stets seine Freunde dafür. Nun hofte er, die Natur werde durch ihre eigene Kräfte von innenaus dermaassen würken, daß die äussern mit den innern wieder ins Gleichgewicht kämen. Hierüber hatte er sich eine eigene Theorie gebildet, die aber so einfach als sinnreich war, und war willens dieselbe schriftlich zu verfassen. Nach dieser seiner Theorie war er so glücklich, jeden neuen Anfall seines Uebels für eine nothwendige Operation der Na-

tur

tur zu einer gänzlichen Wiederherstellung des verlohrnen Gleichgewichtes zu halten. Daher auch seine letzte Krankheit ihm nicht tödlich schien. Des Nachts um zwey Uhr, drey Stunden vor seinem Ende zeigte sich der Todesschweiß. Er hält ihn für eine glückliche Krisis zur völligen Auflösung seines alten Uebels, empfindet aber bald, daß er sich geirrt habe, und sagt: — ich habe den Proceß verlohren.

Nachdem er noch einige Aufträge gegeben, läßt er seiner Tochter für alle Beweiße ihrer zärtlichen Liebe danken, und sagt: Er sey nun müde und wolle schlafen. Er läßt sich das Küssen zurecht legen, erkannte den Freund, der ihn zur Ruhe rief, neigte das Haupt mit den deutlichen, altgläubigen Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Er schlummerte ein, und der Tod umarmte ihn sanft und unmerklich, ohne das mindeste Zeichen von Zuckungen oder Angst. Sehr leicht war ihm der Uebergang ins bessere Leben; dort wandle er nun im ewigen Lichte der vollendeten Patriarchen.

Ueber die Art seines Begräbnisses hatte er öfters mit seiner Tochter noch vor seiner Krankheit geredet. Er verlangte, auf dieselbe Art begraben zu werden, wie er seine Gattin hatte begraben lassen, die ihm das Leben viele Jahre lang so sehr versüßt hatte; an ihrer Seite wollte er auch im Tode ruhn, um mit ihr zu einem bessern Leben zu erwachen. Auf einem ihrer Briefe, den seine Tochter nach seinem Tode fand, hatte er mit eigener Hand geschrieben:

ben: „Sie starb; und mit ihr starb auch meines Lebens Freude, jedoch ein froher Tag vereiniget uns beyde.“

Daß er sieben Tage nach seiner Auflösung begraben seyn wollte, hat er noch in den letzten Augenblicken gesagt. Er war gegen alle frühern Begräbnisse; er tadelte auch die neuere Art derselben in so ferne, als sie ihm theils einen Mangel an derjenigen Ehrfurcht zu verrathen schien, die man dem Andenken eines Vollendeten schuldig sey; theils aber auch mit der guten Absicht der ältern Anordnung stritte, in welcher man auf alle Weise dafür gesorgt hätte, jeden Menschen zu überzeugen, daß der Entschlafene würklich gestorben sey.

8.

Siegmund Jacob Baumgarten.

gebohr. 1705.
gestorb. 1757.

Sein durch viele Arbeiten erschöpfter Körper fieng in den letzten Monaten seines Lebens an, unterzuliegen, nachdem er in den wenigen Jahren seiner irrdischen Wallfarth sich sehr oft, auch in den bedenklichsten Krankheiten wieder erholet hatte. Ein betrübter Zustand bot dem andern die Hand, und es entstand bey ihm eine solche Verwickelung von Krankheiten, die der berühmtesten Aerzte Wissenschaft und Erfahrung aufforderte, und die auch aus wahrer Freundschaft alles thaten, einen Mann zu erhalten,

halten, der seiner Thätigkeit und seiner Gelehrsamkeit wegen eines längern Lebens würdig war.

Gott, der in der Regierung unserer Schicksaale unerforschlich ist, hatte ohne Zweifel auch die gerechtesten und weisesten Ursachen, warum er diesen großen Mann, der kaum seines gleichen hatte, in solche betrübte Umstände, in solche Tiefen menschlicher Leiden hineinführte, woran man kaum ohne Wehmuth und Thränen denken kann. So ansehnlich und groß Gelehrsamkeit und Thätigkeit einen Mann vor der Welt machen kann, so sind sie doch auch mit unendlichen Zerstreuungen durch Dinge umgeben, die lediglich zum Umkreise dieses Lebens gehören, die uns aber vor Gott nicht besser machen, und die nur in Verbindung mit der Hauptsache in den Augen Gottes angenehm sind. Wie weißlich, wie väterlich handelt unser Gott nun, wenn er vor dem völligen Aufbruch zur Ewigkeit ernstliche Vorbereitung vorher gehen läßt! wenn er durch die Schwachheit des Leibes dem Geiste Gelegenheit verschaft, für das wichtigste zu sorgen, und sich auf den Weg zur Ewigkeit recht vorzubereiten!

Unzählige wichtige Wahrheiten, die wir sonst mit vieler Gelehrsamkeit, Einsicht, Gründlichkeit und Belesenheit behandelten, entdecken sich, unter solchen Prüfungen der Seele in einer ganz besondern Kraft, die nicht auf hohen Schulen erlernt, nicht aus Büchern geschöpft werden kann, sondern die durch die heilsame und seelige Führung des Geistes Gottes

am

am Herzen und Gewissen so geoffenbaret wird, daß auch einer der gelehrtesten Männer unter einem empfindlichen Leidenskampfe dies Bekenntniß abgelegt: „Ich habe in den zehen Tagen, darinnen du mich, o Gott, heimgesucht hast, mehr Theologie gelernet, als vorher in funfzehen Jahren. Du hast mich in mich selbst zurück geführt, da ich sonst nicht war. Ich war in der Welt, in Sprachen, in Wissenschaften, in Geschichten der Zeiten, kurz, in dem weiten Felde der Gelehrsamkeit; aber nunmehr bin ich in der Schule meines Gottes, und er unterrichtet mich auf eine ganz andere Art, als alle diejenigen Schriften, auf deren Lesung ich sonst so viel gewendet.“ Diese weise Absicht Gottes offenbarete sich nun auch an unserm Baumgarten, und er erkannte es auch, daß es eine gütige und auf seine Vollendung gerichtete Absicht sey. Menschen waren in den letzten Wochen und Tagen seines Leidens nicht im Stande, ihm einen Trost zu zusprechen. Der Herr hatte seine Ohren verschlossen. Er wollte selbst an seinem Herzen würken, und ihn erinnern des, was er sonst gelernet und andere gelehret hatte. Vor dem letzten Genuße des heiligen Abendmahls schüttete er sein Herz in einem Gebete vor Gott aus, darinnen er sich als einen Sünder vor Gott niederwarf, der keine eigene Gerechtigkeit, kein Verdienst vor ihm hätte, sondern alles von seiner ewigen Barmherzigkeit erwartete; in einem Gebete, darinnen er Gott die Angelegenheiten seiner Kirche demüthig empfahl, und ihn bat, daß er das, worinnen er es versehen ha-

ben

ben möchte, vielen zur Warnung und Besserung möchte dienen lassen.

Ferner wird Baumgartens Ende auf der 64 Seite seines Ehrengedächtnisses so erzählt: — Ich werde des letztern Besuchs, welchen ich auf sein anhaltendes Verlangen den Tag vor seiner gänzlichen Auflösung bey ihm ablegen mußte, in meinem ganzen Leben nie vergessen. Ich selbst war zu der Zeit, da unser seeliger Freund am härtesten darnieder lag, dem Tode nahe, und glaubte, mein Erbarmer würde allen meinen Mühseeligkeiten ein erwünschtes Ende machen. Es gefiel aber meinem guten Vater im Himmel, mir eine unvermuthete und schleunige Hülfe wiederfahren zu lassen. Kaum zwey Tage war die Todesgefahr bey mir vorüber, da der wohlseelige nicht nur meinen Besuch, sondern auch das heilige Abendmahl aus meinen Händen verlangte, und ohnerachtet meine Schwachheit nach einer vieltägigen beschwerlichen Krankheit groß war, auch einer meiner Brüder auf Ersuchen sich dazu hatte willig finden lassen, an meiner Stelle ihm das heilige Abendmahl zu reichen: so schickte er doch einen Boten nach dem andern, und wollte diese letzte Liebespflicht um unserer dreyßigjährigen Freundschaft, ja um Gottes Willen, von mir beobachtet wissen. Die Hochachtung gegen ihn vermochte mich also, daß ich mich selbst vergaß, und meiner eigenen Entkräftung ohngeachtet meinen letzten Besuch bey ihm ablegte. Und nun ist es mir von ganzem Herzen lieb, daß es geschehen

ist,

ist, und ich aus dem letzten Umgange mit diesem großen Gottesgelehrten einen reichen Seegen für meine eigene Seele geschöpft habe. Wie liebreich umarmte er mich mit seinen sterbenden Händen! Wie freundlich küßte er mich! Aber auch, welches das vornehmste ist, wie floß sein Mund über von dem, was in seinem Herzen vorgieng! Sein Bekenntniß, das er vor dem Genuße des heiligen Abendmahls ablegte, pressete allen, die zugegen waren, häufige Thränen aus. Er klagte sich mit vieler Wehmuth vor Gottes Richterstuhle an. Seine einzige Zuflucht war das Blut seines Erlösers, das da besser redet, denn Abels Blut. Er wünschte, daß sein Beyspiel nach dem Tode andern zur Warnung und zur Erbauung dienen möchte. Und, gleichwie er jederzeit eine besondere Ehrerbietung gegen das heilige Abendmahl getragen hat: also empfieng er es auch jetzt zum letztenmale mit der tiefsten Beugung und gläubiger Zueignung der ihm durch Christum erworbenen Heilsgüter.

Als ich ihn im Nahmen des dreyeinigen Gottes eingeseegnet hatte, brach er in Loben und Danken gegen Gott aus, und sein Abschied von mir war beweglich und rührend. Die folgende Nacht hat er ruhig seine Auflösung erwartet, und die mehreste Zeit mit Seufzen und der Unterredung mit Gott zugebracht. Die Umstehenden hörten von ihm besonders die Worte: „Gott ist barmherzig, treu, ewig, ein versöhnter Gott, ein Bundesgott;“ deßgleichen,

„ob

ob ich schon wandere im finstern Thal, so fürchte ich doch kein Unglück: denn der Herr ist bey mir; sein Stecken und Stab trösten mich. Ferner: Da dieser Elende rief, hörte der Herr, und half ihm aus allen seinen Nöthen. Noch weiter: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft: vor wem sollte mir grauen? und endlich, da er an dem folgenden Morgen die Zeit seines Abschiedes vermerkte, ließ er noch mit schwachem Munde dieses sein letztes Bekenntniß seyn: Mein Geist eilet — — eilet — — Ruhe. Und bald darauf schlief er unter herzlichem Gebete der Anwesenden in seinem Erlöser sanft und seelig ein, im 52 Jahre seines Alters.

9.

Maria Stuart. Königin v. Frankreich und Schottland.

enthauptet d. 18 Febr. 1587.

Diese Maria Stuart war eine Fürstin von seltenen Geistes Gaben, aber auch von großen Schwachheiten. Sie konnte sechs Sprachen reden und schreiben, und besaß auch in der Dichtkunst eine große Fertigkeit. Sie wurde d. 24 April 1558 mit Franz II, König v. Frankreich, vermählt, mußte aber nach dessen Tode, — zu Anfange des Dezemb. 1560 —

in ihr Erb=Königreich Schottland zurückkehren. So lange sie in Frankreich war, lebte sie untadelhaft, aber in Schottland überließ sie sich vielen Ausschweifungen, und ihre Liebeshändel mit Leuten von allerley Stande sind bekannt genug.

Die übrigen Vorfälle bis zum Gefängniß und Tod der Königin Maria sind zu bekannt, als daß ihre Wiederholung hier nöthig wäre; die Beschreibung aber von ihrem Betragen bey ihrem traurigen Ende verdient hier eine Stelle.

Als ihr Todesurtheil ihr bekannt gemacht wurde, dankte sie den Kommißarien für die gute Nachricht, die sie ihr brächten, und bat nur um die Zulassung ihres katholischen Beichtvaters, das ihr aber abgeschlagen wurde. Sie setzte hierauf ihre Beichte schriftlich auf, und schickte sie nebst ihrem letzten Willen ihrem Beichtvater. Sie schrieb auch an den König von Frankreich, Heinrich den dritten, an die Königin Mutter, an die Herzogin v. Guise. Ihre Standhaftigkeit blickte in allen ihren Briefen durch. Sie brachte den übrigen Tag damit zu, was sie an Kostbarkeiten und Geld noch zu ihrer Disposition hatte, unter ihre Leute zu vertheilen. Sie trug ihrem Haus=Hofmeister den Abschied an ihren Sohn auf, ließ sich zu essen bringen, und legte sich zu Bette, um, wie sie sagte, sich Kräfte für den morgenden Tag zu sparen, damit sie nichts thue, was ihrer unwürdig wäre. Sie aß nur ein wenig geröstetes Brod in

Wein

Wein getrunkt, und brachte einen Theil der Nacht im Gebete zu.

Den andern Tag stand sie zwey Stunden vor Tages Anbruch auf, kleidete sich sorgfältiger als gewöhnlich an, und wählte sich ein schwarz sammetenes Kleid. Ich habe dieses Kleid, sagte sie, zu diesem großen Tage aufgehoben, weil ich zum Tode mit etwas mehr Pracht, als Leute vom gemeinen Stande gehen muß. Sie begab sich wieder in ihre Betstube, und ertheilte sich selbst das Abendmahl mit einer geweyhten Hostie, die ihr Pabst Pius V geschickt, und die sie lange aufgehoben hatte. Sie gieng wieder auf ihr Zimmer, und tröstete ihre Kammerfrauen, hielt ihnen die rührendsten Reden über das Nichts weltlicher Größe, wovon sie ein so überzeugendes Beyspiel geben sollte, und bat sie, Zeugen bey ihrem letzten Augenblicke zu seyn. Indem wurde an die Thüre geklopft; ihre Kammerfrauen wollten Widerstand leisten; Macht auf, meine Freundinnen, sagte sie, euer Widerstand wird zu nichts helfen. Die Kommißarien traten herein. Meine Herren, redete sie die Königin an, ich bin fertig; ich bin der Königin meiner Schwester, und ihnen selbst für ihre Bemühungen meinetwegen vielen Dank schuldig.

Nie, sagt Brantome, nie war sie schöner gewesen, als in diesem Augenblicke. Man wollte ihr die Gegenwart ihrer Kammerfrauen abschlagen, aber sie erbat sie sich als eine Gnade, indem sie versprach,

ihrem Schmerz Stillschweigen aufzulegen. Das Chafot war in einem Saale des Schlosses erbauet, zwey Fuß hoch, zwölf breit, und mit schlechter schwarzer Serge bedeckt.

Sie bestieg es, ohne die Farbe zu verändern, und stützte sich auf Paulet's, oder wie andere sagen, Malvius, ihres Haus-Hofmeisters Arme, indem sie zu ihm sagte: Leistet mir noch diesen Dienst; es ist der letzte, den ich von euch empfangen werde.

Maria verlangte von neuem, was ihr wieder abgeschlagen wurde. Als eine von ihren Kammerfrauen, weil sie ihre Königin auf dem Chafot, und von den Scharfrichtern umringt erblickte, ein lautes Jammergeschrey ausstieß, richtete sie die Augen nach ihrer Seite, und legte den Finger auf den Mund, um ihr Schweigen zu gebieten. Sie versicherte laut, daß sie nie der Königin ihrer Schwester nach dem Leben oder Krone gestrebt habe, und betheuerte, daß sie als Katholikin sterbe. Sie wieß den englischen Geistlichen von sich, der sich ihr näherte, und betete lateinisch, während er sein Gebet auf Englisch verrichtete, wobey sie die Stimme so laut erhob, daß sie den Geistlichen überschrie. Der Scharfrichter wollte die Hand an ihren Kopfputz legen; nein, Freund, sagte sie, rühre mich nicht an. Sie rief ihre Kammerfrauen, die ihr den schwarzen Schleyer und ihren übrigen Kopfputz abnahmen. Unterdessen konnte sie doch nicht hindern, daß ihr der Scharfrichter

nicht ihr Brusttuch, das Leibchen, das am Rocke saß, und ihren Halskragen abgerissen hatte, so daß sie in Gegenwart von vier bis fünf hundert Personen halb nackend da stand. Sie bat die Anwesenden um Verzeihung wegen des indiscreten und indecenten Aufzuges, zu welchem man sie zwänge, vor ihnen zu erscheinen, und setzte mit vieler Gegenwart des Geistes hinzu, daß sie eine solche Toilette, und einen solchen Kammerdiener nicht gewohnt wäre.

Der Scharfrichter knieete vor ihr nieder, und bat sie, ihm zu vergeben. Ich verzeihe dir, antwortete sie, und allen, die an meinem Tode schuld sind, von ganzem Herzen, als ich wünsche, daß Gott es selbst mir verzeihen möge. Sie nahm hierauf Abschied von allen ihren Kammerfrauen, und umarmte sie, ohne die geringste Bestürzung oder Unruhe zu verrathen; sie gab ihnen ihren Seegen, und befahl ihnen, sich zu entfernen, für sie zu Gott zu beten, und ein treues Zeugniß von der Art abzulegen, wie sie gestorben sey. Eine von ihnen konnte sich nicht entbrechen, zu schluchzen, und in Wehmuth auszubrechen. Die Königin verwieß es ihr sanftmüthig mit den Worten: „Du hast mir versprochen, mich in meinem Tode nicht zu beunruhigen, halte mir nun Wort!

Als ihr die Augen mit dem Schnupftuche, das sie selbst mitgebracht hatte, verbunden wurden, knieete sie nieder, und betete mit lauter Stimme den lateiF 3

teinischen Psalm: Domine in te speravi. „Herr, in dich habe ich gehoft.“ Als sie ihn geendiget hatte, legte sie das Haupt auf den Klotz und wiederholte den Vers: in manus tuas Domine, in deine Hände, Herr, u. s. f. Der ungeschickte Scharfrichter, der sich nach Englischem Herkommen eines Beils bediente, versetzte ihr eine große Wunde in die Hirnschale, und schlug das Haupt erst beym dritten Schlage ab; als wenn es, sagt ein neuerer Schriftsteller, so vieler Streiche bedurft hätte, als Kronen ihr Haupt zierten. Ihr Körper ward mit einem schwarzen Tuche bedeckt, geöfnet und einbalsamirt. Einer der Kommißarien schickte sogleich seinen Sohn mit der Nachricht von der vollzogenen Hinrichtung an Elisabeth ab, und den Tag darauf sahe man Freudenfeuer in allen Gassen der Stadt London von den lärmendsten Beweißen der Zufriedenheit und des Triumphes begleitet.

10.

Eberhard Friedrich Freyherr von Gemmingen. Wirtembergischer Geheimer Rath, Präsident der Regierung, Lehnprobst und Ritter des großen Jagd-Ordens.

gebohr. d. 5 Nov. 1726 zu Heilbron.
gestorb. d. 22 Jan. 1791 zu Stuttgard.

Sein wohlgebaueter Körper, den er durch Leibesübungen von Jugend auf sehr abgehärtet hatte, schien

schien ihm ein langes Leben zu versprechen. Wirklich war er auch selten krank; nur stimmte ihn sein ausserordentliches reitzbares Nervensystem zur Hypochondrie. Gehemmter Umlauf des Blutes im Unterleibe verursachte ihm in den letzten Jahren schmerzhafte Krämpfe, die er nicht fürchterlich genug zu beschreiben wußte. Jeder Zwischenraum von Leiden glich einer gänzlichen Genesung, weil ihn Gemmingen wieder augenblicklich der Erfüllung seiner Pflichten, der Bereicherung seiner Kenntnisse, und dem Genusse der Freundschaft weyhete.

Besonders richtete ihn in den Stunden seines Schmerzens sein frommer, religiöser Sinn auf. Bekannt mit dem Witze der Spötter, ließ er sich dadurch nicht in den beglückenden Ueberzeugungen irre machen, durch welche die Ausübung der Tugend, als des Zwecks aller Religion, uns so überaus erleichtert wird. Vielleicht war er bey seinem Leiden etwas zu ängstlich in dem Streben nach religiösen Ueberzeugungen und verlangte eine größere Festigkeit darin, als unserem jetzigen Zustande und dem prüfenden Forscher der Wahrheit vergönnet ist. Er suchte jede Veranlassung zum Zweifel in seinen letzten Zeiten zu entfernen, und sich soviel möglich an die gemeine Lehre der Protestantischen Kirche zu halten, weil er in ihr die meiste Beruhigung fand.

Mit diesen Gesinnungen starb er auch. Er war am achtzehenten Januar in seinem gewöhnli-

chen freundschaftlichen Zirkel auf der Post, als ihn sein Leiden aufs neue überfiel. Er verließ die Gesellschaft mit den Worten: „Die Barmherzigkeit Gottes sey über mir!“ Ließ sich nach Hauße tragen, und kämpfte die ganze Nacht hindurch, und den andern Morgen mit seinen Schmerzen. Den Nachmittag waren sie von ihm gewichen, und er sprach mit seiner sonst gewöhnlichen Munterkeit. Die Umstehenden suchten ihn durch Stille in einen sanften Schlummer zu wiegen, und ehe der Abend herankam, war er entschlafen, ohne daß es die im Zimmer gegenwärtigen gemerkt hatten.

Daß alle Patrioten seinen Tod beklagten, darf nicht erst hier erwähnt werden. Der Herzog äusserte seine Theilnehmung und seine Hochachtung gegen den Verstorbenen auf die rührendste Weise. Er hatte beschlossen, die Beerdigung der Leiche mit besonderer Feyerlichkeit anzuordnen, ihr selbst bey zu wohnen, und seinem treuen und würdigen Diener und Freunde ein Monument in der Hospitalkirche errichten zu lassen. Gemmingen aber hatte verordnet, in dem Begräbnisse seiner Familie, auf dem Gute Bürk beygesetzt zu werden. Indeß kam der Herzog um die Stunde, wo die Leiche dahin gebracht werden sollte, mit dem Staatsminister von Uxküll in das Trauerhaus, und begleitete den Leichenzug bis an das Thor.

Siehe Thanatol. 1 Th. 184.

11.

George Leopold Fabel. Superintend. Oberpfarrer und erster Aufseher der Schulen in Saalfeld.

gebohr. d. 1 Novemb. 1715 zu Münsteroppel.
gest. d. 5 Septemb. 1791 zu Saalfeld.

Er war ein thätiger verdienstvoller Mann, der die Pflichten seines Berufs in allen Stücken redlich erfüllte, und selbst seine Gesundheit im Dienste seiner Gemeinde vernachläßigte.

Die letzte Zeit seines Lebens wiedmete er ganz seinen Amtsgeschäften, und bereitete sich durch stilles ernstes Nachdenken und Betrachtung über sich selbst zu seinem herannahenden Tode vor.

Aber selbst bis an den Tag vor seinem Tode war er rastlos thätig, und als er an eben diesem Tage von seinen Freunden gebeten wurde: er möchte doch diesmal seiner körperlichen Schwäche wegen nicht predigen; antwortete er muthvoll: Doctorem decet docentem mori, ein Lehrer muß beym Lehren sterben — und predigte aller Bitten ohngeachtet noch mit aller Stärke und Munterkeit des Geistes zur herzlichen Erbauung aller seiner Zuhörer. Den Tag darauf aber warf ihn zunehmende Schwäche aufs Lager, und er starb plötzlich an einem Blutschlagflusse im 76ten Jahre seines thätigen Lebens, nachdem

er 52 Jahre hindurch ein eifriger und forschender Lehrer der Religion gewesen war.

12.

Oekolampadius.

gestorb. 1531 im 51 Jahre.

Oekolampadius war um eben die Zeit krank, da Zwingli so unglücklicher Weise erschlagen wurde. Die Betrübniß über seinen Tod machte seine Krankheit noch heftiger. Er bediente sich zwar der Mittel zu seiner Wiederherstellung, doch behauptete er, seine Krankheit sey tödlich. Seine meiste Zeit brachte er mit Betrachtungen über göttliche Dinge zu, und redete zu den Predigern in Basel, die ihn besuchten, auf folgende Art: „O meine Brüder! der Herr kömmt, er kömmt, und ruft mich nunmehr von hinnen. Mich verlangt, mit euch zu sprechen, und euch zu ermuntern, stets treue Nachfolger Christi zu seyn, stets in der Reinigkeit der Lehre zu verharren, und so zu leben, wie es das Wort Gottes von euch fordert. Christus wird die Sorge für die Vertheidigung seiner Kirche auf sich nehmen. Lasset also euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen, und euren Vater im Himmel preisen. Liebet euch stets aufrichtig unter einander; wandelt, als vor Gottes Angesicht; schmücket eure Lehre mit der Heiligkeit des Lebens. Es steigt eine Wolke auf; ein Wetter zieht sich zusammen, und einige fallen ab.

Eure

Eure Pflicht aber ist es, fest zu stehen, und Gott wird euch helfen. Was mich anbetrift, so acht ich die Beschuldigungen nicht, mit denen man mich belegt. Ich lobe Gott, und werde mit einem reinen Gewissen vor dem Richterstuhle Christi stehen. Ich habe die Kirche Christi nicht verführt, wie einige sagen; sondern ich nehme euch alle zu Zeugen, daß ich bey meinem letzten Athemzug eben der gewesen bin, der ich vormals war.

Am funfzehenten Tage seiner Krankheit rufte er seine Kinder zu sich, ergrif sie bey der Hand, liebkosete sie, und sprach zu ihnen: „Kommt her, meine drey Kinder! sehet zu, daß ihr Gott liebt.“ Hierauf redete er zu seinem Weibe und Verwandten, und verlangte von ihnen, sie sollten alle Sorge anwenden, daß seine Kinder in der Furcht Gottes erzogen würden.

Der Prediger brachte die ganze Nacht bey ihm zu: und als ein Freund von ihm hinein kam, ihn zu sehen, so fragte Oekolampadius: „Was giebts neues? — Sein Freund antwortete: Nichts. Nun so will ich euch, versetzte der Kranke, etwas neues sagen: Ich werde bald bey meinem Herrn Christo seyn. Auf die Frage, ob ihm das Licht beschwerlich wäre, legte er die Hand auf seine Brust, und sagte: „Hier ist Licht genung!“

Den nächsten Morgen betete er den ein und funfzigsten Psalm mit vieler Andacht und Herzensrührung, und wiederholte ihn vom Anfang bis zu Ende. Bald darauf entschlief er sanft in seinem Herrn.

IV.

Briefe
von
Sterbenden
an
ihre hinterlassenen Freunde.

IV.

Briefe von Sterbenden an ihre hinterlassenen Freunde.

1.

Brief des Englischen Doktor Monsey an den Wundarzt Fester, seinen Freund.

Bester Freund,

Sie empfangen hier, meinem Versprechen gemäß, meine Ueberreste. Ich bin kein Sonderling, der gerne von sich sprechen läßt. Ich wollte nicht eine Guinee darum geben, und wenn mir in allen Theilen Europens goldene Ehrensäulen errichtet werden sollten. Alles dieses ist blos Nahrung des Stolzes eitler und ruhmsüchtiger Thoren. — Ein Monument kann höchstens zweytausend Jahre dauern, — und dann findet es selbst ein Grab. —

Ich glaube nun, einmal für allemal, daß Pomp mit einem Leichname Unsinn ist, und daß er sich für nichts bessers schickt, als für das Messer des Zergliederers, um den noch lebenden nützlich zu werden. Sie wissen meine Krankheit, deren Ursache weder ich, noch sie errathen konnten. Sehen sie nun, daß

sie

sie dieselbe auffinden können; und da ich so wenig gutes in meinem Leben gestiftet habe, so würde es mich freuen, wenn die Welt noch nach meinem Tode nur den geringsten Nutzen von mir hätte. Behalten sie irgend einen Theil des Cadavers zum Andenken. Ich würde ihnen rathen, mein Gehirn aufzubewahren, wenn ich nicht wüßte, daß sie dasselbige nicht nöthig hätten. Geben sie es also einem Hofpagen, oder wem sie sonst etwa wollen.

Senden sie mir ihren Bericht mit der nächsten Post oder Gelegenheit, oder erzählen sie mir, liebster Freund, den Erfolg ihrer Untersuchung einst beym Wiedersehen.

NB. Er hatte kurz vor seinem Ende befohlen, seinen Leichnam zur Section diesem Herrn Fester nebst obigem Briefe zu überschicken. Er starb im Januar 1789 im 95 Lebens Jahre.

2.

Brief des berüchtigten Baron Friedrich von der Trenk kurz vor seiner Hinrichtung in Paris im 81 Jahre an seine Gemahlin.

Paris d. 26 Julius 1794.

Liebe, gute Frau,

Ich gehe dem Tode entgegen, mit dem einzigen Kummer, daß ich dich verlassen muß. Es ist C.***, der mich genöthiget hat, mich nach Frank-

reich

reich zu begeben. Ich sterbe unschuldig. Ich räche meinen Tod gegen die Bösewichter, die mich aufopfern. Vergiß, liebe Frau, das Unglück, das ich dir während meines elenden Lebens, so wie meinen Kindern, verursacht habe, gegen welche ich bitte, stets deine Zärtlichkeit fortzusetzen. — A dieu liebe Frau! A dieu lieben Kinder! Gott sey euch Vater; ich gebe euch meinen Seegen! Ehret meine Asche in der Person des guten Greißes, der euch diesen Brief übergeben wird. Er war der Compagnon in meinem Gefängnisse in Frankreich, und die Stütze meines traurigen Alters. Adieu auf immer, liebe, beste Frau! Adieu! Adieu!

Friedrich Baron v. Trenk.

3.

Brief des Königes Abderamas III, Königes von Kordova, den man nach seinem Tode unter seinen hinterlassenen Papieren fand. Er war einer der reichsten und weisesten Fürstens des Erdbodens, und endigte sein Leben 961.

An meine Freunde.

Funfzig Jahre sind vergangen, seitdem ich Kalife von Kordova bin. Reichthümer, Ehre, Vergnügungen, — alles habe ich genossen, alles erschöpft. — Meine Nebenbuhler achteten — fürchteten, — beneideten mich. — Der Himmel hat al-

les, was ein Gegenstand menschlicher Wünsche ist, an mir verschwendet. Ich habe die Tage gezählt, an denen ich, bey meiner scheinbaren Glückseeligkeit, wahrhaftig glücklich war; ihrer sind vierzig — Sterbliche, lernet die Größe, die Welt, und das Leben richtig würdigen! —

4.

Brief des Königes v. Preussen, Friedrichs des Großen, den er im Jahre 1786, sechs Tage vor seinem Tode, an seine Schwester, die verwittwete Herzogin von Braunschweig schrieb.

d. 10 August 1786.

Meine verehrungswerthe Schwester,

Der Hannöversche Arzt, (dies war Hofrath v. Zimmermann) — hat ihnen nur sagen wollen, er habe das äusserste gethan, was er nur thun konnte, meine liebe Schwester. Die Wahrheit aber ist, daß er mir nicht helfen konnte. Die Alten müssen den jungen Leuten Raum machen, damit jedes Menschen-Alter seinen Platz finde; und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ists nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und gebohren werden sieht. Indessen befinde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichterter. Mein Herz bleibt ihnen unveränderlich ergeben, meine liebe Schwester. Mit der vollkommensten Hochachtung,

Meine verehrungswerthe Schwester,

Ihr treuer Bruder und Diener

Friedrich.

5.

Brief des am 28 Dezember 1793 im 45 Jahre zu Paris hingerichteten Herrn v. Ditterichs, gewesenen Mairs zu Strasburg an seine Kinder.

Mein lieber Sohn,

Du wirst mit dem nächsten Postwagen einige gestochene Musikalien, und alles andere von Notenstücken erhalten, was ich kopirt, geordnet, und komponirt habe; alles von meinen Händen geschrieben, während meines Gefängnisses. Unglücklicherweiße ist dies alles, was ich dir lassen kann. Meine lieben Kinder, nehmet alle eure Kräfte zusammen! Euer Vater wird nicht mehr seyn, wenn ihr diese wenigen Zeilen lesen werdet. — Erhaltet euch für eure Mutter, und für euren kleinen Bruder. — Mein Herz bricht, wenn ich an die Unglücksfälle denke, welche wir unserem Freunde und seiner ganzen Familie zugezogen haben. Wenn ich ihnen im Augenblick das alles verdanken könnte! Ich hoffe aber, daß mein Vater für sie und für euch sorgen wird; ich bitte ihn heute nochmals darum.

Fahret fort, euer Vaterland zu lieben; sucht nie in eurem Leben euch an denen zu rächen, welche mich so ungerecht verfolgt haben. Wenn ich ihnen jetzt, in diesem Augenblicke, wo sie mich zum Richtplatz schicken, Gutes thun könnte, so würde ich es als ein Glück ansehen. Tröstet euch über meinen Verlust, und denket daran, daß seit dreyzehen

Monaten euer unglücklicher Vater tausendfach größere Martern, als den Tod ausgestanden. Bemühet euch, eure Wiedervereinigung mit eurer zärtlichen und tugendhaften Mutter zu erlangen. Ich hoffe, daß meine Feinde, zufrieden mit meinem Tode, sich dieser Wiedervereinigung nicht länger widersetzen werden.

Die Zukunft wird mich in der Meynung aller gerechten Menschen und wahren Republikaner rechtfertigen. Ich erwarte mein Ende mit einer Ruhe des Geistes, die für euch ein Trostgrund seyn muß. Nur allein der Unschuldige kann so den Tod ansehen! — Ich küsse euch, meine lieben Freunde! meine lieben Kinder! Erhaltet eure Grundsätze und eure Tugend; und dann werdet ihr mit Muth alle Unfälle ertragen können. Zum letztenmale sage ich euch allen mein Lebewohl. — Lebt wohl!

6.

Abschieds-Brief des Herrn v. Custine des Sohns, an seine Gemahlin; geschrieben am Tage seiner Hinrichtung.

d. 3 Jan. 1794 um 9 Uhr Morgens.

Meine ewig Geliebte,

Ich kann meinen letzten Lebenstag nicht besser anfangen, als mit dir von den zärtlichen und schmerzhaften Empfindungen zu reden, die du in mir erregst. Bisweilen gelingt es mir, sie zu entfernen. Was wird aus dir werden? Wird man dir wohl deine

Woh-

Wohnung oder wenigstens dein Zimmer lassen? Traurige Gedanken! Traurige Bilder!

Ich habe neun Stunden lang geschlafen; Ach! daß du doch auch eine so ruhige Nacht gehabt hättest! Deiner Zärtlichkeit bedarf ich, nicht aber deines Jammers.

Du weißt schon, welch' Opfer ich gemacht habe. Es war zum Vortheil eines armen Unglücklichen, der dich als ein Kind gekannt hat, und der, dem Ansehen nach, ein guter Mensch ist. Man ist zu glücklich, am Ende seines eigenen Unglücks noch das Unglück anderer zu erleichtern. — Sage dies an Philoktet.

Ich habe dir zu sagen vergessen, daß ich mich fast ganz allein vertheidiget habe, und dies geschah nur allein um meiner Lieben willen.

um 4 Uhr des Abends.

Ich muß dich verlassen. — — Ich schicke dir meine Haare in diesem Briefe. — — Die Bürgerin * * * verspricht dir beydes zu überliefern. Belohne sie dafür in meinem Namen.

Es ist geschehen, meine liebste Delphine! Ich umarme dich zum letztenmal! — Ich darf dich nicht sehen! Aber wenn ich es auch könnte, so würde ich es nicht wollen. Die Trennung würde zu schwer seyn, und es ist jetzt nicht der Augenblick, sich der Zärtlichkeit zu überlassen.

Was sag' ich von Zärtlichkeit? Wie könnte ich mich dieser bey deinem Anblick entbrechen? Nur ein Mittel wäre, dies zu verhindern. Ich müßte sie

mit einer Herzdurchbohrenden aber nöthigen Barbarey zurückstosen. Mein guter Name wird so seyn, wie er seyn muß; das Leben selbst aber ist seiner Natur nach nur ein zerbrechliches Ding. — Das Bedauren anderer ist die einzige Empfindung, die meine vollkommene Seelenruhe von Zeit zu Zeit unterbricht. Uebernimm du es, dies Bedauern den Personen zu melden, du, die du so genau meine Empfindungen kennst. Allein von den allerschmerzlichsten dieser Art wende deine Gedanken ab, denn sie betreffen dich.

Ich erinnere mich nicht, jemand vorsetzlich geschadet zu haben. Manchmal empfand ich den lebhaften Wunsch, andern wohl zu thun. Ich wollte, ich hätte es öfterer gethan; aber die beschwerliche Last der Gewissensbisse fühle ich nicht. Warum also sollte ich mich beunruhigen? Das Sterben ist nothwendig, und eben so natürlich, als das Gebohren werden.

Dein Schicksaal betrübt mich. Möchte doch dessen Härte gemildert werden! Möchte es doch einst sogar glücklich seyn! Dies ist einer meiner theuersten Wünsche.

Lehre deinen Sohn den Charakter seines Vaters kennen. Laß eine sorgfältige Aufsicht das Laster von ihm entfernen; und, betrift ihn ein Unglück, so wird eine reine, Energievolle Seele ihm die Kraft geben, es zu ertragen.

Lebe wohl! ich mache nicht die Hofnungen meiner Einbildungskraft und meines Herzens zu Axiomen;

men; aber glaube, daß ich dich nicht ohne Ahndung verlasse, dich dereinst wieder zu sehen. — Ich habe der kleinen Anzahl von Menschen verziehen, die sich über mein Todes Urtheil zu freuen suchen. Dem Ueberbringer dieses Briefs gieb eine Belohnung.

Anmerk. Er war General-Adjutant bey dem alten Marschal Luckner, und bey seinem Vater, und erwarb sich zu Maynz und Frankfurth durch sein tapferes und leutseliges Betragen die Achtung der Rechtschaffenen. Er starb im 25 Lebensjahre.

7.

Camille Desmoulins letzter Brief an seine Frau.

Ein wohlthätiger Schlummer hat meinen Leiden Stille geboten; man ist frey, wenn man schläft, und fühlt seine Gefangenschaft nimmer; Der Himmel hat Mitleiden mit mir gehabt. Nur vor einem Augenblicke sah ich dich im Traume, umarmte euch wechselsweiße, dich, Horace, und Duroupe, der bey uns wohnte; Aber unser Kleiner hatte ein Auge verlohren, durch einen Fluß, der sich dahin zog, und der Schmerz über diesen Unfall hat mich aufgeweckt.

Ich befand mich wieder in meinem Kerker; es dämmerte; ich konnte dich nimmer sehen, deine Antwort nicht mehr hören, denn du und deine Mutter redeten mit mir; drum stand ich auf, um mit dir zu sprechen, und dir zu schreiben. Aber als ich meine Fenster öfnete, überwältigte der Gedanke an

meine Einöde, an die fürchterlichen Eisengitter und Riegel, welche mich von dir trennen, die ganze Festigkeit meiner Seele. Ich zerschmolz in Thränen, oder vielmehr ich schluchzte und schrie in meiner Todengruft: Lucilie, Lucilie, o meine liebe Lucilie, Wo bist du? — Hier die Spur einer Thräne. — Gestern Abend hatte ich einen ähnlichen Anblick, und es schnitt mir eben so gewaltig durchs Herz, als ich deine Mutter im Garten gewahrte, deine Mutter. Eine Maschinenartige Bewegung warf mich auf die Kniee vor das Gitter hin, ich faßte ihre Hände, als ob ich ihr Mitleiden anflehte, sie, die, ich weiß es ganz gewiß, an deinem Busen wimmert. Gestern sah ich ihren Schmerz, — hier wieder eine Spur von Thränen, — an ihrem Taschentuche und Schleyer, den sie niederzog, weil sie den Anblick nicht ertragen konnte. Wenn ihr kommt, so laß sie ein wenig näher bey dir sitzen, damit ich sie sehe; ich glaube nicht, daß Gefahr dabey sey. Meine Brille ist nicht sehr gut, ich hätte gern, daß du mir ein Paar kauftest; die ich vor sechs Monden hatte, nicht von Silber, sondern von Stahl, die zwey Zweige haben, womit sie sich an den Kopf anschließen; du mußt N. 15 verlangen. Der Kaufmann versteht es schon. Aber vorzüglich, Lolotte beschwör' ich dich, bey unserer ewigen Liebe, schicke mir dein Portrait; mache, daß dein Mahler Mitleiden mit mir habe; ich leide ja nur, weil ich für andere zu viel Erbarmen hatte; mache, daß du ihm täglich zweymal sitzen könnest.

In den Schauern meines Gefängnisses wird es ein Fest für mich seyn, ein Tag des Entzückens und der Freudenthränen, wo ich dein Portrait erhalte. Schicke mir einstweilen von deinen Haaren, damit ich sie auf mein Herz lege. Ach! Liebe Lucilie, siehe, da sind wir ja wieder in den ersten Tagen unserer Liebe, wo mich alles, alles interessirte, wenn es nur aus deinem Hause kam.

Gestern, als der Bürger, welcher dir meinen Brief brachte, zurückgekommen war, sagte ich zu ihm: Nun, hast du gesehen? Gerade wie ich ehemals zum Abbe Laudreville sagte, und dann konnte ich ihn nicht genug anschauen, als ob auf seinen Kleidern, auf seiner ganzen Person etwas von deiner Gegenwart, etwas von dir ruhete. O! er ist eine gute Seele, weil er dir meinen Brief so ohne Verzug überbracht hat. Ich werde ihn, wie es scheint, täglich zweymal sehen, Morgens und Abends. Dieser Bote unserer Schmerzen wird mir fast so theuer, wie es mir ehemals der Bote unserer Freuden gewesen wäre. Ich habe eine Ritze in meinem Zimmer entdeckt, habe mein Ohr darangelegt, habe seufzen hören, habe einige Worte gewagt, habe die Stimme eines leidenden Kranken vernommen; er fragte mich nach meinem Namen, und ich sagte ihn.

O, mein Gott! rief er nun bey diesem Nahmen, und sank wieder auf sein Bett zurück, wovon er aufgestanden war, und ich erkannte deutlich die Stimme des Fabre d'Eglantines: Ja, ich bin Fabre, sagte

te er, aber du hier? Die Kontre-Revolution ist also würklich ausgebrochen? Doch wagten wir es kaum, mit einander zu reden, aus Furcht, daß Haß und Feindschaft uns diesen Trost beneiden möchten, und daß wir getrennt und enger eingesperrt würden, wenn man uns hörte. Denn er hat ein Zimmer, das eingeheitzt werden kann, und auch das meinige wäre ziemlich schön, wenn ein Kerker dieses seyn könnte. Aber liebe Freundin! du kannst es dir ohnmöglich vorstellen, was es heißt, so abgesondert und geheim eingekerkert zu seyn, ohne ein einziges Journal zu halten! das heißt zugleich leben und zugleich tod seyn! Das heißt nur noch existiren, um zu fühlen, daß man im Sarge liege! Man sagt, die Unschuld sey ruhig und muthvoll; ach meine liebe Lucilie, meine innigst geliebte, oft ist meine Unschuld schwach, wie die eines Mannes, eines Vaters, eines Sohnes! Wenns noch Pitt und Koburg wären, die mich so hart behandeln; aber meine Kollegen, aber Robespierre, der den Befehl, mich ins Gefängniß zu führen, unterzeichnet hat; aber die Republik, nach allem, was ich für sie that und litt! — Ist das meine Belohnung für so viel Tugenden und Aufopferungen! — Als ich hier eintrat, sahe ich Herault-Sechelles, Simond Ferroux, Chaumette und Antonelle; sie sind weniger unglücklich, keiner ist besonders eingesperrt; mich allein, der sich seit fünf Jahren so vielem Hasse und so vielen Gefahren für die Republik hinopferte; mich allein, der seine Reinheit mitten im Sturme der Revolution erhielt; der von niemand

mand Verzeyhung bedarf, als von dir allein, meine Lolotte, und du hast mir ja verziehen, weil du weißt, daß mein Herz ohngeachtet seiner Schwächen dennoch deiner nicht unwürdig ist; mich allein werfen Menschen, die sich meine Freunde, die sich Republikaner nennen, wie einen Verschwörer in einen Kerker, wo niemand sehen darf.

Sokrates trank den Giftbecher, aber er sah' doch wenigstens im Gefängnisse seine Freunde und seine Frau. Wie hart ist es, von dir getrennt zu seyn! Der größte Verbrecher wäre unbarmherzig gestraft, wenn er von einer Lucilie anders, als durch den Tod weggerissen würde, der die Schmerzen einer solchen Trennung wenigstens nur einen Augenblick fühlen läßt! Aber ein Verbrecher wäre dein Gatte nicht gewesen, und du hast mich nur geliebt, weil ich für nichts lebte, als für das Wohl meiner Mitbürger. — — —

Man ruft mich; — — — in diesem Augenblicke haben mich die Kommissarien des Revolutionsgerichtes verhört; sie haben mich gefragt, ob ich mich gegen die Republik verschworen hätte? — Welcher Spott! Kann man so dem reinsten Republikanismus Hohn sprechen? Ich sehe das Schicksaal, welches mich erwartet! Adieu, meine liebe Lucilie, meine liebe Lolotte; sage Lebewohl meinem Vater! Du hast an mir ein Beyspiel, wie barbarisch und undankbar Menschen werden können. Meine letzten

Augen=

Augenblicke werden dir keine Schande machen. Du siehst, daß meine Furcht gegründet war, und daß unsere Ahndungen nur zu gut eingetroffen sind! Ich nahm ein Weib, himmlisch durch ihre Tugend; ich war ein guter Gatte, ein guter Sohn, und würde ein guter Vater geworden seyn. Ich nehme die Achtung aller ächten Republikaner, aller Menschen, die Kraft und Tugend der Freyheit mit mir ins Grab! Ich sterbe im 34 Jahre, aber es ist doch eine merkwürdige Erscheinung, daß ich fünf Jahre lang über so viele Abgründe der Revolution dahin schritt, ohne zu fallen.

Noch jetzt lebe ich, und stütze mein Haupt ruhig auf den Haufen meiner zahlreichen Schriften, auf denselben Wunsch, meine Mitbürger glücklich zu machen, und diesen wird das Beil der Tyrannen nicht treffen. Ich sehe nun wohl, daß Gewalt alle Menschen berauscht, daß alle mit Dionys von Syrakusa sagen, die Tyranney sey das schönste Epitaphium. Aber, tröste dich verlassene Wittwe! Die Grabschrift deines armen Camille ist weit ruhmvoller; sie lautet wie die Grabschrift der Tyrannenzerschmetterer Brutus, und Cato von Utica. O meine liebe Lucilie, ich war zum Dichter gebohren; ich war geschaffen, Unglückliche zu vertheidigen, dich glücklich zu machen, und mit deinem Vater, deiner Mutter und einigen Personen nach unsern Herzen ein Otaiti zu bilden! Ich träumte eine Republik, die alle Welt angebetet hätte! Wie konnte ich glauben,

daß

daß die Menschen so barbarisch und ungerecht seyn würden!

Wie konnte ich muthmasen, daß einige Scherzreden meiner Schriften, wider Kollegen, die mich gereitzt hatten, das Andenken meiner Dienste auslöschen würden! Verhele mir nicht, daß ich als ein Opfer meiner Scherze und meiner Freundschaft für Danton sterbe. Ich danke es meinen Mördern, daß sie mich mit ihm, und Philippeaux abschlachten; und weil denn unsere Kollegen feige genug sind, und uns verlassen, und ihr Ohr Verläumdungen leihen, die ich nicht kenne, aber die ohne Zweifel so grob als möglich sind; so sehe ich wohl, daß wir als Opfer unseres Muths, die Verräther anzuklagen und der Wahrheit zu huldigen, dahin sinken werden! Aber, wir dürfen das Zeugniß mit in unsere Todengruft nehmen, daß in uns die letzten Republikaner fielen! Vergebung liebe Freundin! Mein wahres Leben, das ich von dem Augenblicke an verlor, wo wir getrennt wurden; ich beschäftige mich mit meinem Andenken, und sollte vielmehr darauf sinnen, es vergessen zu machen. Meine Lucilie, ich beschwöre dich, bleibe nicht auf dem Zweige! Meine Taube! ruffe mich nicht durch dein Geschrey! Ach! Es würde mich zerreissen. In der Tiefe meines Grabes! Lebe für meinen Horace; sage ihm viel gutes von mir! Sage ihm, was er aus meinem Munde nicht mehr hören kann, daß ich ihn von ganzer Seele liebe! Trotz meinem traurigen Tode glaube ich fest an Gott; mein Blut

wird

wird meine Schicksaale, die Schwächen der Menschheit auslöschen, und was ich gutes hatte, meine Tugenden, meinen Enthusiasmus für Freyheit, o, die wird Gott vergelten! Ich werde dich einst wieder sehen, o meine Lucilie, mit Thränen im Auge, und empfindsam, wie ichs immer war! Ist denn der Tod, wenn er uns vom Anblicke so vieler Verbrechen befreyt, ein großes Uebel? Lebe wohl, meine Seele, mein Gott auf der Erde! Ich lasse dir gute Freunde, die sind ja alle tugendhafte, sanft empfindende Seelen! Leb wohl Lucilie! meine Lucilie! Leb wohl Horace, Annette, Leb wohl lieber Vater! Schon sehe ich, wie das Ufer des Lebens von mir weicht! Schon sehe ich Lucilie, sehe sie, drücke dich in meine Arme! Meine gebundenen Hände umfassen dich, mein abgetrenntes Haupt ruhet auf dir! — ich — sterbe!

V.

Gedichte

über

Leben, Tod, Grab

und

Unsterblichkeit.

V.

Gedichte über Leben, Tod, Grab und Unsterblichkeit.

I.

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit, was hält sie auf?
Sie geniessen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf,
Das nur, Menschen! hält ihr Schweben
Hält die Flucht der Tage ein;
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streun!

Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer.
Rosen, denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her!
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugend-That.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greißes Schläf' umzieht,
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht;
Auch die dunklen Blumen kühlen
Uns mit Ruhe doppelt süß,
Und die blauen Lüfte spielen
Freundlich uns ins Paradies.

2.

Freude des Lebens.

Wer schuf euch ihr duftenden Blümchen so blau,
Wer streute so liebend euch über die Au,
Wer gab euch den Balsam, der nimmer vergeht,
Wer sendet das Lüftchen, das über euch weht?

Ach er, der allliebende Vater der Welt,
Der alles erschaffen, der alles erhält,
Der gab euch den Balsam, der nimmer vergeht,
Der sendet das Lüftchen, das über euch weht!

O! preiset ihr Geister im Strahlen-Gewand
Den liebenden Vater, des schaffende Hand
Die Blümchen ins Grüne der Fluren gestreut,
Und lebend zu wehen dem Winde gebeut.

3.

Die Stationen des Lebens.

Schon haben viel Dichter, die lange verblichen,
Das Leben mit einer Postreise verglichen,

Doch hat uns noch keiner, so viel mir bekannt,
Die Poststationen des Lebens genannt.

Die erste läuft eben durchs Ländchen der Kindheit,
Da sehn wir geschlagen mit glücklicher Blindheit
Am Wege die lauernden Sorgen nicht stehn,
Und ruffen bey Blümchen: ey! ey! wie so schön!

Wir kommen nunmehro von dieser zur zweyten,
Als Jüngling und Mädchen, die schon was bedeuten;
Hier setzt sich die Liebe mit uns auf die Post,
Und reicht uns bald süsse, bald bittere Kost.

Die Fahrt auf der dritten giebt tüchtige Schläge,
Der heilige Ehstand verschlimmert die Wege,
Auch mehren oft Mädchen und Jungen die Noth,
Sie laufen am Wagen, und schreyen um Brod.

Noch ängstlicher ist auf der vierten die Reise,
Für steinalte Mütter und wankende Greiße,
Der Tod auf dem Kutschbock als Postillion,
Jagt wild über Hügel und Thäler davon.

Doch Reisende, jünger an Kräften und Jahren,
Pflegt oft auch der rüstige Postknecht zu fahren,
Doch alle kutschirt er zum Gasthof der Ruh,
Wenns so ist, nun, ehrlicher Schwager! — fahr zu.

4.

Der Weise im Tod.

Es wehen über schreckliche Grüfte
Des nahen Todes giftige Lüfte
Zum Weisen, er entsetzt sich nicht,
Er sieht ihm lächelnd ins Gesicht.

Ja komm, ruft er: ich war schon im Leben
Dein Freund, will gern die Hülle dir geben,
Von Staub gemacht, — reich her die Hand,
Hast Kraft? — Schneid ab des Lebens Band.

Hain schwinget gaukelnd dreymal die Hippe —
Küßt noch einmal mit freundlicher Lippe
Den Weisen, fragt ihn, — bist gerne mein? —
Der Weise hörts, — lacht — und schläft ein.

5.

Beruhigung am Grabe.

Bis ich schlafen werde
Unterm kühlen Sand,
Führt der Herr der Erde
Mich an seiner Hand.

Ueber alles waltet
Er von Ewigkeit;
Ueber alles schaltet
Seine Gütigkeit.

Ist sein Rath verborgen,
Dennoch ist er treu;
Dennoch jeden Morgen
Seine Güte neu.

Kann er mein vergessen,
Der dem Adler Raub
Gütig zugemessen,
Und dem Käfer Laub?

Duldsam und bescheiden
Geh ich meine Bahn,
Mehr soll ich nicht leiden,
Als ich tragen kann!

Erndten wird mit Freuden
Der mit Thränen sät;
Selig, wer auch Leiden
Unterm Dank empfäht!

6.

Beruhigung am Grabe.

Gottes Güte leitet
Mich und dich ans Grab;
Jede Thräne gleitet,
Ihm bekannt, herab.

Jede Freude sendet
Er von Oben her,
Ja das Unglück wendet
Ueberschwenglich er.

Weislich wog er Freuden,
Weislich Kummer zu;
Sieh du nur bescheiden
Seiner Führung zu.

Zage nicht, kein Leiden
Ist so groß und schwer,
Dem ein Tag der Freuden
Nicht verschwistert wär.

Um mein kleines Zimmer
Schwebt dieselbe Nacht,
Die im goldnen Schimmer
Mancher Fürst durchwacht.

Fürst und Bettler haben
Gleiches Recht an ihn;
Milb' und Engel haben
Einen Vater, — ihn.

Der aus armen Leimen
Mich so groß gemacht,
Wird mich nicht versäumen
In des Grabes Nacht.

Sind nicht Ewigkeiten
Mein Beruf? — mein Zweck?
O, zu Seeligkeiten
Führt der steile Weg. ....

Laß ein Thränchen schieben
Deine Wang' herab!
Engel wischen drüben
Sie mitleidig ab.

7.
Der Kirchhof.

Stiller Kirchhof, Ziel der Leiden,
Wiege meine Seele ein.
Du sollst mir der Stoff zu Freuden
Und der Trost des Lebens seyn.
Ich will an mein Ende denken,
Hier, wo in der Mitternacht
Engel sich hernieder senken,
Wo kein sterblich Auge wacht.

Ganz in süßem Schmerz verlohren
Lacht der Himmel auf mein Grab,
Staub zu seyn ward ich gebohren,
Ich bin Blum', und falle ab!
Meines Lebens Augenblicke,
Wissen nichts von träger Ruh,
Jeder eilt dem Weg zum Glücke
Hoher Ewigkeiten zu.

Sterben soll ich! — Bange Wahrheit,
Du kömmst mir nicht schrecklich vor;
Denn es schwebet Himmels Klarheit
Ueber finstrer Gräber Thor.
Zwar mein Auge wird einst brechen,
Doch mit starker Zuversicht
Soll mein Herz dann sterbend sprechen:
Grab, mich Christen schreckst du nicht!

Ueber Staub und Welt erhaben
Werd ich wieder auferstehn,
Schöner, als ich ward begraben
Wieder aus der Gruft zu gehn.
Halleluja! Mit Entzücken
Seh' ich Grab und Tod dich an,
Weil der Tod mich nur beglücken,
Aber nicht zerstören kann!

8.

Sehnsucht nach dem Tod.

Wie so sanft werd ich einst ruhn!
Dort in jenem stillen Grabe,
Wo ich ausgelitten habe,
Wie so sanft werd ich einst ruhn!

Süßer Schlummer, kömmst du bald?
Bringe mich in jene Scenen,
Wo wir uns erst glücklich wähnen,
Süßer Schlummer, kömmst du bald?

Holder Tag erfreue mich,
Wo ich an des Lebensziele
Höhrer Freuden Vorschmack fühle!
Holder Tag erfreue mich!

Komm, o Tod, du bester Freund!
Sieh, des Erdenlebens müde
Sehn' ich mich nach Glück und Friede,
Komm, o Tod, du bester Freund!

9.

Erinnerungen an den Tod.

Bist du noch fern, erwünschte Todesstunde?
Bist du noch fern? —
Vereint mit Gott in meines Glaubens Bunde
Sterb ich nun gern.
Ach! komm, o Tod, auf meine Bitten!
Ich sterbe gern! — ich habe ausgelitten!

Das letzte Gut, das ich erbeten habe,
Eilt auf mich zu;
Ich fühle bald im stillen, kühlen Grabe
Der Quaalen Ruh,
Ach komm, ach komm! ich fühle keine Schrecken,
Auf ewig mich mit süßer Ruh zu decken.

Schon fühl ich sie, — schon hören in der Seele
Die Quaalen auf;
Schon flieht mein Geist aus dieses Kerkers Hölе
Zum Licht hinauf.
Der Vorhang sinkt, ich falle sterbend nieder,
Und neues Seyn hebt mich zum Lichte wieder.

10.

Leben und Tod ein Fragment.

Ist Morgen nicht und Abend überall?
Schließt nicht der Anfang schon das Ende ein?
Des Jahres Tage nehmen ab und zu,
Und zeigen uns des Menschenlebens Bild.
Ein Thor klagt über das, was nicht zu ändern ist,
Der Weise richtet sich auf alle Fälle ein,
Und weiß das Unvermeidliche zu tragen.
Wir werden, heißt: wir hören auf zu seyn,
Wir sind, was sagt es anders, als wir sterben?
Sich grämen, daß man endlich sterben muß,
Heißt also bloß, sich übers Daseyn grämen.
Nichts ist gewisser, als der Tod,
Und doch erinnert oft des Hauptes Schnee
Den Greiß doch an des Lebens Winter nicht;
Er tröstet sich, daß auch im Sommer Hagel fällt.
Ist nicht das Leben einem Faden gleich,
Der in der Hand des Webers leicht zerreißt?
Seht Lilien knicken, Eichen stürzen hin,
Und ihre Stätte findet man nicht mehr.
Heut kannst du sterben, darum lern' es heut!
Der Schiffer, der entfernte Meere oft
Mit Glück durchschiffte, findet seinen Tod

In einem Bach, des klares Wasser er
Zum Labetrunk sich schöpfen will.

— — —

Ist unser Wunsch nach längrer Existenz
Ein Hauch des Ewigen in unsrer Brust;
O, so verlöscht des Geistes Flamme nie!
Gewißheit dieser Ahndung würde selbst
Uns einen großen Theil des freyen Willens rauben.
Getrost! das Grab ist heilge Werkstatt der Natur,
Der ewge Geist der Liebe weht auch hier.
Wenn wir am gegenwärt'gen Augenblick
Uns immer halten, und die große Kunst
Des alles im Moment zu lernen streben;
So wird der Lebens Weisheit höchster Punkt,
Ergebung in des Schicksaals Uebermacht,
Verzicht auf jeden Wunsch — uns stärken, daß
Im Todeskampfe noch der Sieg auf unsrer Seite ist.
Wir sind zum voraus schon auf jeden Fall gefaßt.
Unsterblichkeit gewährt, Vernichtung raubt uns nichts,
Und triumphirend ruffen wir alsdann:
Wo ist dein Stachel? Tod! Wo ist dein Sieg? o Grab!

II.

Des Grabes Furchtbarkeit und Lieblichkeit.

Furchtbar ist das Grab!
Kalte Winde sauffen,
Dumpfe Schauer grausen,
Gram und Grauen hausen
Um das stumme Grab.
Furchtbar ist das Grab!

Lieblich ist das Grab!
Linde Stille flüstert,
Kühler Schatten düstert,
Tiefer Frieden säusselt,
Um das stille Grab.
Lieblich ist das Grab!

Graunvoll ist das Grab.
Aengstlich ist des Grabes Enge
Seine Breite, seine Länge,
Seine Höhe, seine Tiefe
Messen sieben Schritte ab. —
Graunvoll ist das enge Grab!

Lieblich ist das Grab.
Süß und schirmend seine Enge
Vor dem lästigen Gedränge,
Vor dem gaukelnden Gepränge,
Vor der Thoren bunten Menge
Rettet seine sichre Enge.
Lieblich ist das Grab!

Graunvoll ist das Grab!
Sein mitternächtlich Dunkel
Durchblitzt kein Sonnenfunkel,
Durchblinkt kein Abendstern Schimmer,
Durchflimmt kein Monden Flimmer,
Mohrenschwarz ist, ach, das Grab!

Lieblich ist das Grab.
Seine Schatten
Wehn dem Matten
Wanderer Erquickung zu.

Seine Kühle
Lullt die schwüle
Müde Pilgerin in Ruh.
Lieblich ist des Grabes Ruh!

Furchtbar ist das Grab!
Regen rasselt,
Stürme heulen,
Schlosen stöbern
Um das Wetter gegeiselte Grab. —
Furchtbar ist das Grab!

Lieblich ist das Grab.
Frühlings Winde blasen
Um des Hügels Rasen,
Stille Veilchen sprissen
Zu des Hügels Füssen.
Zu des Hügels Haupten
Blühn vergiß nicht mein
Luna flimmert,
Hesper wimmert,
Eos röthet
Und die Abendsonne röthet
Um das Grasbegrünte Grab.
Lieblich ist das Grab!

Einsam ist das Grab!
Kein Laut des Lebens,
Kein Tritt des Wandrers,
Kein Gruß des Frohen
Besucht das öde, öde Grab.
Ach wie einsam ist das Grab!

Einsam ist das Grab.
Der Freude wilde Jubel,
Des Leichtsinns laute Lache,
Der Frechheit wüste Reigen
Besuchen nie das Grab.
Aber Lebensmüde Weise,
Und der Wehmuth sanfte Tochter,
Und des Liedes edle Söhne
Wandeln gern, wo Gräber grünen,
Schauen staunend drauf herab. —
Nein, nicht einsam ist das Grab!

Fühllos ist das Grab!
Taub und stumm und wirr,
Kalt und nackt und dürr,
Des Hoffens Lichtglanz,
Des Ahndens Aufflug,
Des Grämens Wonne,
Des Liebens Wollust, —
Verlohren sind sie für das tode Grab. —
Furchtbar, furchtbar ist das Grab!

Lieblich ist das Grab!
Allen Hader,
Alle Zwietracht,
Jede Fehde begräbt das stille Grab.
Die Feldschlacht brüllt nicht mehr,
Die Brandung braußt nicht mehr,
Der Vulkan raucht nicht mehr!
Langen Stillstand,
Tiefen Frieden

Gewährt das süsse Grab.
Lieblich, lieblich ist das Grab!

Ewig hüllt das Grab!
Seiner Pforten Rügel
Wer entriegelt sie?
Seiner Schlösser Siegel
Wer entsiegelt die?
Seiner Eisenbetten
Diamantne Ketten
Wann zersprengen die?
Ring' deine Hände wund!
Rauf' deine Scheitel kahl!
Wein' deine Sehkraft aus!
Vergräme deiner Röhren Mark! —
Umsonst, umsonst!
Das unerbittliche giebt nie zurück.
Auf ewig schlingt sein Hungerschlund hinab,
Auf ewig wiederkäut es seinen Raub.
Gräßlich, gräßlich ist das Grab.

Warum raufen deine Haare?
Warum verweinen dein Auge?
Warum zerringen die blutigen Hände?
Warum vergrämen dein köstliches Mark? —
Feiger! ermanne dich!
Nicht ewig hüllt das Grab!
Monden verwallen,
Jahre verrollen,
Immer noch hüllet das Grab.

Jahre rollen Jahrhunderte,
Jahrhunderte thürmen Jahrtausende,
Immer noch hüllet das Grab.

Aber, nun sind sie verrollt
Die Hunderte, Tausende alle,
Aber nun schimmert die Berge herüber ein Tag der Vollendung. —
Schau, da reissen die Gräber. Die Särge gebähren. Die Urnen
Bersten. Der welkende Staub wird Seele —
Die Asche wird Leben.
Jene Enge weitet sich aus zu unendlichen Räumen,
Jene Dunkel hellen sich auf, zum unendlichen Tage,
Jene lange Stille wird unauslöschlicher Jubel.
Jenes öde Schweigen wird nie erlöschende Thatkraft.
Darum zage nicht, Zager.
Ewigkeit hüllt nicht das Grab.

12.

Der Zahn der Zeit.

Der Zahn der Zeit ist scharf! Er beißt, er bricht, er dringt
Ins harte Wurzelholz der Eichen!
Er dringt in Stahl und Eisen, zwingt
Den Marmor, den Porphyr zum weichen!
In welche Festigkeit, o Freund! drang er nicht schon?
Wie manche Ruderbank, wie manches Königsthron
Ist nicht geschmaußt von ihm! Ach! er der alte Fresser
Braucht keine Gabel, braucht kein Messer;
Er braucht nur sich! er frißt,
Frißt alles, was zu fressen ist,

Die Schäferhütten und die Schlösser
Der Könige! Du dienst, sagt man, du Zahn der Zeit,
Nicht dir! du dienst, sagt man, dem gnädigen Zerstörer,
Der das veraltete verneut,
Dem großen, ewigen Erhalter und Vermehrer
Der Staaten seines Reichs mit Unverdrossenheit!
Ich will, ich will gar gern der alten Sage glauben!
Verschone, bitt ich dich, du lieber Zahn der Zeit,
Doch nur den Weinstock hier, der seine süsse Trauben
So gern mir giebt, und dies mein abgetragnes Kleid!

13.

Der sterbende Christ an seine Seele nach Herrn Pope.

Lebensfunke! Himmelsstrahl!
Auf! verlaß dies Todes Thal,
Zitternd, hoffend, — ach der herben
Pein, des süssen Heils zu sterben!
Hör auf, Natur! hör auf zu widerstehn,
Und laß erliegend mich ins Leben übergehn!

Sie flüstern, — horch! ein Engelchor
Ruft; Schwesterseele steig empor!
Was ists, das mir die Brust beklemmt,
Die Augen schließt, die Sprache hemmt,
So schaudernd zuckt durch Mark und Bein?
Sprich, Seele! kann dies Sterben seyn?

Die Welt rollt unter mir zurück,
Verschwunden ist sie; — meinem Blick

Eröf=

Eröfnen sich des Himmels Scenen;
Seraphische Gesänge tönen
In meinen Ohren! — Gebt, o, gebt
Mir eure Flügel! Hoch entschwebt
Mein Geist, der Wahrheit ewge Quelle.
O, welche Wonne! Welches Heil!
Triumph! Wo ist dein Sieg, o Hölle!
O Tod! — Wo ist dein Pfeil!

14.

Die Vergänglichkeit.

Mauer, Grab und Name sinkt,
Und das Bischen Nachruhm ringt
Mit der Zeit vergebens!
Alle Herrlichkeit verfliegt,
Und in ewger Nacht versiegt
Bald der Tag des Lebens.

Es zerreißt das Ordenskleid,
Das so oft der Dürftigkeit
Blösen willig deckte;
Und der Rost zerfrißt das Schwerdt,
Das an Christi Grab empört
Oft die Heiden schreckte. —

Brech der Feind auch meinen Stab,
Laß er ohne Stein und Grab
Meine Asch' bemooßen! —
Immerhin! — Die Unschuld ruht
Auf des Scheiterhaufens Gluth
Sanfter, — als auf Rosen!

15.

An das Grab.

Grab! du tiefgegrabnes! ach!
Du mein letztes Schlafgemach!
O, wie sanft, wie sanft wird mir
Einst der Schlummer seyn in dir!
Keine Trommel wird mich stören,
Keine Bombe werd ich hören,
O du Grab! du tiefes! ach!
Liebes, letztes Schlafgemach!

16.

Auf das Grab, welches sich Friedrich II. in Sanscousi erbauete, über welchem die Göttin Flora liegt.

Der Blumengöttin Lebensvollen Schooß
Erkor sich Friederich zu seinem Grabe;
Gewiß, daß, wenn er sorgenlos
Die Winternacht hier still geschlummert habe,
Sie, die den Keim der Blumen hegt und deckt,
Und ihn im Lenz zur neuen Blüthe weckt,
Sie, Vorbild dessen, der nie sterben läßt, auch ihn
Der Ewigkeiten werth, in ihrer Erde
Erhalten, ihn veredeln werde,
Zum schönern Flor einst aufzublühn.

17.

An den Tod.

Reich mir den Kelch! ich will, — ich will ihn trinken
Bis auf den letzten Tropfen, — Freund!

Und

Und dann — und dann, — in deine Arme sinken,
Und schlafen — bis der Tag erscheint.

Und schlafen, — bis die toden Kräfte alle
Zu neuer Thätigkeit gespannt!
In deiner stillen, Moosbewachsnen Halle,
Mit Fleiß geformt aus kühlem Sand.

Und schlafen, — daß ich ihn nie wieder höre
Den wilden Sturm, der gräßlich heult;
Und auf des Lebens ungestümen Meere
Mit manchem Schiff zum Abgrund eilt.

Und schlafen, — daß ich nie die Menschheit höre,
Wie sie um Unterdrückung weint,
Und Rache laut dem Unterdrücker schwöre,
Und Rache laut — dem Menschen Feind!

Und schlafen, — daß mein Auge nicht mehr schauet,
Wie sich der Mensch mit Hoffarth nährt,
Paläste sich vom Schweiß der Armen bauet,
Der Tugend, nicht dem Laster werth.

Und schlafen, — daß ich Leidenschaft nicht fühle,
Genährt, erhitzt durch warmes Blut,
Die mich schon oft, ganz nah am frohen Ziele
Des Glücks, zurück warf in die Fluth.

Soll ich dich hassen? — der du alles spendest,
Was nur mein Geist sich wünschen kann;
Und Ruhe, Ruhe diesem Herzen sendest,
Die ich auf Erden nie gewann.

Reich mir den Kelch! ich will ihn muthvoll trinken
Bis auf den letzten Tropfen —, Freund,

Und ruhig dann in deine Arme sinken, —
Bis einst ein neuer Tag mir scheint.

18.

Grabes Phantasieen.

Von Lyäens weinumrankten Lauben,
Wo ich fröhlich seinen Thyrsus schwang,
Und beym Safte seiner Purpur-Trauben
Oft die Freud' in meine Saiten sang;
Kehr' ich ruhig um zu Toden Grüften,
Wank' an ein erst aufgeworfen Grab,
Stimm', umweht von der Verwesung Düften,
Tief zu Grab-Gesang die Harf' hinab.

Alles schweigt um euch! mit schwarzem Flügel
Deckt die kalte, grause Mitternacht
Rings um die bemooßten Todenhügel;
Nur der Schwermuth finstre Muse wacht,
Wandelt einsam unter Gräbern; traurig
Hingelehnt an einem Leichenstein
Klagt sie, und vom Kirchthurm tönt so schaurig
Nur der Pendelschlag der Uhr darein.

Hier am Grabe, wo mit welkem Kranze
Geister abgeschiedner Freuden stehn,
Wo im Becher, der im goldnen Glanze
Blinkte, wir das Gift im Boden sehn;
Hier verschwinden alle Truggestalten,
Die uns oft getäuscht mit falschem Licht;
Ihre Larve reißt der Tod mit kalten
Grausen Händen ihnen vom Gesicht.

Trunkener! du wähnest in des Lebens
Ewgen Ungewittern Sonnenschein?
Seeligkeiten träumst du dir vergebens
In der Freude leichtbeschwingten Reihn!
Hochverrath ist gegen Gottes Schlüsse
Irrdischer Glückseeligkeiten Traum!
Ungeheuer, Tod und Schlangenbisse
Füllen nur der Erde weiten Raum.

Deine höchste Wonn' ist Spinngewebe,
Dein Entzücken Spiel der Phantasey,
Taumel sprudelt aus dem Saft der Rebe,
Aus der Wollust Becher Raserey;
Niemals wohnte wahres Glück auf Erden!
Nattern schlummern in der Freude Schoos,
Ewig klagen, und beklaget werden
Ist der Menschheit allgemeines Loos!

Nimm denn, stilles kühles Grab, den müden
Erdenwaller hin in deine Ruh!
Ewger Krieg ist Leben; seelgen Frieden
Giebst gequälten Sterblichen nur du!
Hier vom Wehn der Geister leis' umflüstert,
Unter Todenschädeln und Gebein,
Schlaf ich dann von deiner Nacht umdüstert,
Auszuruhn von Erdenkämpfen, ein.

Hier —, doch, welcher Strahlenschimmer glänzet
Vom beblümten Hügel dort herab?
Rund die Stirn' mit Paphos Myrth umkränzet
Schwebt die Lichtgestalt zu mir ans Grab.
Horch! von ihrer goldnen Leyer schallen
Evans Lieder! Ha! ich kenne sie

Erato! Süß, wie der Nachtigallen
Töne klingt mir deine Harmonie!

„So lohnst du mir, daß du die Leyer,
„Die du aus meiner Hand empfiengst,
„Zu Grabgesängen stimmst, und scheuer
„Nachteulen Todenlieder singst?
„Dumpf klingt zu Youngs schwermüthgem Tone
„Mein Saitenspiel in deiner Hand!
„Urania selbst zürnt dem Sohne,
„Daß er zu tief die Saiten spannt.

„Schau um dich her! — Zur Freude schufen
„Die Götter diese Welt so schön!
„Der Himmel und die Erde ruffen
„Dir Freude zu! Im Thal, auf Höhn
„Hüpft sie durch Heerden volle Triften,
„Singt in der Vögel lautem Chor,
„Summt in der Biene, schwebt in Düften
„Aus Blumenkelchen mild empor.

„Sie wehet dir im kühlen Weste,
„Sie schwellt des Weinstocks Trauben dir,
„Beugt dir im Herbst die schweren Aeste
„Voll Früchte, süß gefüllt von ihr;
„Sie lockt durch fröhliche Schalmeyen
„Dich zu der Schäferinnen Tanz;
„Und alle Freudengötter weyhen
„Dir ihren Blüthen vollen Kranz.

„Aus ewig reichen Quellen fließen
„Der Schöpfung Wonnen um dich her;
„Sie zu empfinden, zu genießen

„Gab

„Gab Gott dir Sinne, gab dir mehr,
„Den Durst, der Freuden Quell zu trinken,
„Und süße Labung im Genuß!
„Und du, — wenn tausend Reiche winken,
„Du darbest, — arm im Ueberfluß!

„O, flieh der Freuden Hasser Lehren!
„Wer die Natur verläßt, hascht Wahn!
„Sie selber führt, dein Glück zu mehren,
„Dich auf der Freude Rosenbahn!
„Drum singe sie ins Herz der Brüder!
„Ein einzger froher Augenblick
„Läßt hinter sich den Prunk der Lieder
„Der Grabes-Sänger weit zurück.

19.

Das Leichenbegängniß.

Freylich lieget es viel daran,
Daß die Leiche mit Pracht unter die Erde geh!
Daß in Salben und Byßus noch
Dein Entseelter sich stattlich verherrliche!
Ach! wie geht der Zufriedne
Fröhlich, wo es auch sey, hin in die gütige Nacht.
Jeder Winkel der Erde wird
Ihm ein Königspalast, wenn er in Friede ruht!
Alles sammlet in ihren Schoos
Sie, die alles gebahr, jeglicher Asche gleich
Günstig; — Wird mir ein schmaler Raum
Und ein Rasen darauf, ward mir im Tode genung.
Ferne sey dem Bescheidenen
Die barbarische Pracht, die mit den ehernen

 Schick-

Schicksaals Tafeln zu kämpfen hat,
Und den hungrigen Wurm länger nur an sich lockt.
Ach! vergebens umduftet den
Leichnam theures Gewürz, Myrrhen und Casia,
Wenn ihn edlere Salben nicht
Aus dem Moder der Nacht und der Verwesung ziehn!
Neros Asche, sein Name schon
Athmet bösen Geruch; aber Fabricius,
Brutus, Cato, Britannicus,
Wo verscharret sie seyn, — leben im Herzen, sind
Aller Redlichen Wohlgeruch.
Freund! die Baare! — sie kennt einig und ewig nur
Eine Würze! sie heißt: — Verdienst!

20.

Die Grabschrift.

Wenn meinen Geist zu seelgen Geistern einst
Der Himmel aufnimmt, sage, warum, o Freund!
Soll meinen Staub, die Hand voll Asche,
Marmor bedecken und Pyramide?

Hinweg den Marmor! Tilget die goldne Schrift,
Die über Moder Nahmen und Titel prahlt:
Hier liegt ein Held, ein Weltbezwinger,
Mächtig im Rath, mit dem Schwerdte tapfer.

Zu Pohlen und Britanniern, nach Wien sogar
Gieng als Gesandter dreymal und viermal er!
Triumvir, Consul, und Senator,
Sonne des Landes; er starb am Abend!

Und rings um hängt in wilder Barbaren Pracht
Das Schwerdt, der Harnisch, Sporen und Federbusch,
Und Helm und Handschuh. Auf dem Schilde
Glänzet im prächtig gemahlten Felde

Auf Bergeshöh der Tiger, das Löwenhaupt
Gekrönt mit Golde; Geier und Büffelskopf,
Beym Hirschgeweyh des Elephanten
Rüssel und Zahn, und das muthige Einhorn.

Wozu dies alles? — daß hier ein edlerer
Leichnam verwese? — Modert im Grabe dann
Er lieblicher? — Die Manen hassen
Alles Gepränge, das sie belügt.

Mir einst, o Freund! mir schreibe zur Innschrift nur:
Hier ruht ein Dichter, nicht ein Unrühmlicher! —
O Eitelkeit! Hinweg auch dieses! —
Lösche die Worte; genug — ich ruhe. —

21.

Nachruf an die Menschen.

Daß ihr der Sterblichen keiner meiner Asche flucht,
Wenn ich sterbe! — daß ihr mich betrauert,
Daß ihr Freunde mir seyd und Brüder,
Dies ist der leise Wunsch meines Innern, dies
Meines Odens Bestreben.

O! ich liebte euch alle, und der frohe
Seegnende Gedanke ward immer heiliger mir,
Daß gute Menschen es giebt! Ihn hätt ich
Nie meinem Herzen entgleiten lassen!
Daß ich Brüder euch nennen konnte, dies war

Immer mein süßtes Gefühl, und
So oft ein Menschenpeiniger auch mich
Zu drücken, die frevelnde Hand erhob,
Liebt ich ihn doch, weil er ein Mensch war,
Und den Weg mit mir durchs Leben gieng!

Wenn auch selbst der tobenden Leidenschaft Trieb
Zürnende Rache gebot! — Ich sterbe —
Ein Freund der Gottes Natur und euer Bruder,
Voll inniger Liebe zu euch, daß keiner meine
Asche im Tode verfluche!

22.

Bey dem Grabe meiner jungen Freundin.

Ruhe sanft, kleiner vollendeter Pilger!
Es ist Wohlthat, daß dein Ziel so frühe
Dich der nährenden Mutter Brust entriß!
Dies Leben, wenns noch so köstlich wäre,
Bleibt doch des Elends trauriger Sohn!
Unsre höchste Bestimmung mitten in Freuden
Und im höchsten Leiden ist der ernste Gedanke des
Todes, der uns folgt, wenn wir ausgelitten,
Oder die Freuden des Lebens, die der ewige
Wechsel uns so kurz doch zu theilt, geschmeckt;
Der Begierde wildes Getöse verleitet oft des
Menschen Wankelmuth und Schwäche, daß
Für edle Thaten Frevel sich häufen
Ueber das sterbliche Haupt!
Dein junges ungetrübtes Leben
Floß in der Unschuld Reine dahin,

Und doch mußtest du des Lebens Stürme,
Und seine traurigen Bürden frühe fühlen!
Jetzt trägt dein Haupt eine Krone,
Die Gott den Seinen — Christus
Denen bestimmt, die wie du, wie die
Schuldlosen Kinder in sein Reich gehn!
Ruhe sanft, Liebe, Vollendete!
Zärtliche Thränen der Mutter, — Seufzer des
Vaters, — die Liebe der Freundschaft
Begleiten dich als deine Thaten, und die
Grabschrift: daß geseegnet du
Schlummerst zum Tage der Erndte!
Leb wohl, — und — bis wir alle uns wieder sehn.

23.

Gedanken eines Sterbenden.

Mir winkt der Tod! zum Grabesschlummer
Lädt er mich ein!
Ermüdet matt von vielem Kummer
Will ich ihm gerne folgsam seyn!

Gern schliessen sich die müden Augen
Zum Schlaf im Grab,
Ich freue mich, ein Leben auszuhauchen,
Das mir so wenig Freuden gab! —

Nimm immer mich, o stille Erde,
In deinen Schoos,
Daß einst die Wange trocken werde,
Wo lang des Jammers Thräne floß!

Wie sanft werd ich in deinen Wänden
  Vom Kampfe ruhn, —
Hier wird sich ganz mein Unglück enden,
  Nichts meiner Ruhe Einhalt thun.

Du, der mein Herz so innig liebte,
  Leb ewig wohl!
Und, wenn mein Leiden dich betrübte,
  O, so vergieb mir mitleidsvoll!

Zürn' nicht mehr über mich, und raube
  Durch deinen Fluch
Die sanfte Ruhe meinem Staube;
  O sieh', ich litte lebend gnug.

Und Theurer! wenn ich zitternd stehe
  Am Grabes Rand,
Heb ich mein Herz empor, und flehe
  Um Glück für dich aus Gottes Hand.

Und kann mein Mund nun nicht mehr sprechen,
  So thränt mein Aug'
Zu Gott, — und, wird auch dieses brechen,
  So fleht dann noch mein letzter Hauch!

24.

Letzter Wille an meine Freunde.

Hört ihr einst, ich sey gestorben,
O, dann spielt mir auf Teorben,
    Keine Trauermelodie!
Ich, der euch im Leben nie
Eure Freude hat verdorben,
    Ich verdürb im Tode sie?

Nein! ihr sollt um mich nicht klagen!
Freuen sollt ihr euch, und sagen:
„Wohl geborgen ist auch der!
Und wer gab die Hand, wie er
Seinem Führer ohne Zagen?“
Darum klatschet hinter her!

Dann, so holt aus meinem Keller
Die Paar Flaschen Muskateller,
Aufgespart für euch, heraus;
Trinkt, als wär ich noch zu Haus,
Sie auf meinem Lieblings Söller
Mit einander fröhlich aus.

Und erinnert euch der Zeiten,
Wo beym Klange süsser Saiten
Meine Laun im Vogelflug
Mich auf leisen Flügeln trug:
Stunden, die mich nicht gereuten,
Als der Tod jetzt sprach: Genug!

Laßt von mir die Leute sprechen,
Was sie wollen; ein Verbrechen
Sagt mir sicher niemand nach;
Meine kleinen Lieder, ach!
Warum wolltet ihr sie rächen?
Hielt ich sie nicht selbst für schwach!

Setzt mir keine Pyramide
Auf das Grab; des Schmeichelns müde
Ward ich längst im Leben schon;
Aber sorgt für meinen Sohn!
Göckings Dank, und Gottes Friede
Sey dann ewig euer Lohn!

25.

Abendlied eines Kranken.

Ruhig schläft sichs bis am Morgen
In dem Schoos der Nacht!
Wenn man unter Müh und Sorgen
Seinen Tag vollbracht.
Wenn die Schatten Ruhe winken
Und die Augenlieder sinken,
Wenn die Kräfte abgespannt,
Und der Schlaf uns übermannt.

Und wie oft hab ich empfunden
Diese Süßigkeit,
Wenn nach Arbeits vollen Stunden
Mich der Schlaf erfreut;
Und mir dann beym sanften Schlummer
Alle Mühen, aller Kummer,
Und der Leiden ganze Schaar
Wie im Traum verschwunden war.

Aber ach! jetzt bringt dein Schatten
Nicht wie sonst, o Nacht!
Nicht Erquickung mehr dem Matten,
Denn mein Auge wacht.
Unter meines Körpers Lasten
Läßt sichs weder ruhn noch rasten;
Voll Betrübniß zähl ich nur
Dort den Pendelschlag der Uhr.

Doch, ich hoff, es wird sich enden,
Enden diese Pein!
Gott wird mir einst Ruhe senden,
Wohl wird mir dann seyn!

Er, der Herr der Nächt und Tage
Hört gewiß die laute Klage,
Da mein Schmerz mich nicht verläßt,
Und mir Thränen oft erpreßt!

Und vielleicht ist sie nicht ferne
  Diese Ruhe mir! — —
Eh vielleicht noch dort die Sterne
  Sinken, dank' ich dir!
Vater! mit der Herzensfülle
Eines froh erhörten, stille
Meine Thränen, und mich macht
Wieder froh der Schlaf der Nacht.

26.

Die Hofnung.

Alles scheint uns oft verschwunden,
Doch auf einmal wird gefunden,
Was der süsse Wunsch geheischt,
Mann! — o, Mann der finstern Klage!
Komm, und hör, und geh, und sage
Nicht mehr knirschend: „Hofnung täuscht!“

Ja, sie täuscht! oft täuscht sie lange,
Stört die Rosen von der Wange,
Wie der Herbststurm Blätter ab;
Macht den Jüngling früh zum Greise,
Dreht in fürchterliche Kreiße
Sinn und Herz und — stürzt ins Grab.

Aber öfters, unvermuthet,
Wenn das Aug' am stärksten fluthet,
Und das schwache Herz verzagt; —
Wenn schon alle Glieder starren,

Schon des Grabes Rügel knarren,
Schon der Wurm am Herzen nagt;

O! dann steigt aus grausen Schatten,
Die den Geist umlagert hatten,
Desto schöner oft das Licht. —
Desto tiefer fühlt die Nerve
Mit des neuen Geistes Schärfe: —
Kranker Bruder, zage nicht!

Desto süsser schmeckt die Freude
Dann, nach überstandnem Leide,
Wie nach Sturme Sonnenschein:
Freuen wirst du dich von Herzen
Selbst der überwundnen Schmerzen,
Und wahrhaftig glücklich seyn.

Und du, liebe kranke Schwester!
Glaube mir: Nichts kettet fester
Seel an Seel, und Herz an Herz,
Nichts, — in allen Erdenreichen,
Wo nur Wangen blühn, und bleichen
Als — getäuschter Hofnung Schmerz.

Wenn die Nerven neuem Leben
Sanfter nun entgegen streben —
Alles leicht und fessel frey!
Alles dann dahin geschwunden —
Alles glücklich überwunden —
O! der ganze Mensch ist neu!

Ja! so ists: in jeder Sphäre,
Hofnung, dampfen dir Altäre:
Zwar zuweilen täuschest du;
Führst doch aber in den Hafen
Endlich alle Menschen schlafen —
Ach! und jeden Wunsch zur Ruh. —

VI.

Anekdoten

von

Kranken und Sterbenden.

VI.

Anekdoten von Kranken und Sterbenden.

1.

Der Christ denkt auch in gesunden Tagen oft an seinen Tod.

1) Hans Hojer, Graf zu Mannsfeld, hatte sich bey gesunden Tagen ein besonderes Buch voll auserlesener Trostsprüche zusammen getragen, und sagte davon: „dies soll mein Trost seyn! darauf will ich leben und sterben.“

* * *

2) Herr Levin von der Schulenburg, Domdechant zu Magdeburg, ließ sich den Tag vor seinem Ende, D. Georgii Majoris Trostbüchlein wider die Schrecken des Todes reichen, und da er es bekam, sprach er zu seinem Beichtvater: „Sehen sie, hier habe ich mir mit eigener Hand viele gute Gebete, die man in der Todesschwachheit wohl brauchen kann, geschrieben; denn schon lange habe ich darauf gedacht, etwas zu haben, was ich mir dann vorlesen

lassen, oder selbst lesen könnte," und ließ sich auch würklich hernach einige daraus von ihm vorlesen.

Er starb d. 20 Okt. 1587 im 59 Jahre.

* * *

3) Der Churfürst, Johann George zu Brandenburg dachte oft auch an seinen Tod; ja er hatte sich den Gedanken so fest und lebendig gedacht, daß er sogar denselben genau vorher zu bestimmen wußte; denn er sagte zu seinem Arzte in seiner letzten Krankheit: "Lieber Herr Doktor, ihr habt viel Aufwartens, und es wird euch fast zu schwer; aber geduldet euch nur noch drey Tage, so wird sich mein Leben, und eure Aufwartung bey mir, beydes nach Gottes Willen, enden," und dies traf zu der bestimmten Zeit richtig ein. — Starb zu Cöln an der Spree d. 18 Jannar 1598 im 73 Lebensjahre.

* * *

4) Der große Bayle vergaß nie, ernsthafte Betrachtungen über den wichtigsten Schritt, — den Schritt ans Grab anzustellen; er redete oft hievon, und äusserte dabey immer den Gedanken: daß er es für ein großes Glück hielte, ungesehen, und unbeklagt sterben zu können.

* * *

2.

Von der Furcht bey Annäherung des Todes.

— — Wenn der Soldat sich vor der Schneide des Schwerdtes oder vor der Hitze des Feuers fürchten

ten wollte, so würde er nie ein braver Soldat werden. Er wird fliehen bey Erblickung des Schwerdtes und beym Aufblitzen der Feuerschlünde; aber was hilft es ihm? Das Schwerdt und die Kugel wird ihn von hinten tödten, da sie ihn von vorne nicht verwunden kann. — So würde sich der Mensch umsonst fürchten vor der Nacht des Grabes, und der Verwesung im Tode! — Sie wird ihn doch treffen! Eine schwache Seele ist es also, die sich durch den Gedanken des Todes erschüttern läßt. Und doch giebt es viele Feige, die bey dem unvermeidlichen Schicksaale des Todes, das ihnen seit langen Jahren nichts unbekanntes mehr war, dennoch aus sklavischer Furcht erzitterten. Hiervon Beyspiele. — —

* * *

1) Carrier, der Volksrepräsentant der Franzosen, ein Mensch, dessen Namen man kaum ohne Abscheu aussprechen kann, wegen der ungeheuern Grausamkeiten, die er in der Vendee verübte, hat schon in seinem Gewissen einen Theil seiner Strafe gefunden. Während, daß er die Menschen zu hunderten erschießen und ersäufen ließ, zitterte er, als ein neuer Nero in jedem Augenblicke für sein eigenes Leben; Häscher umgaben ihn beständig, und er aß nie in Gesellschaft, ohne zwey Pistolen auf dem Tische liegen zu haben.

* * *

2) Unter denen im August 1780 wegen eines Aufruhrs in London, durch den Lord Gordon verur-

sacht, hingerichteten Personen, befand sich ein Mädchen von siebzehen Jahren, welche allgemein bedauert wurde, weil sie blos aus Leichtfertigkeit mit unter die Aufrührer gelaufen war, und ihnen bey Spolirung der Bayrischen Kapelle hülfreiche Hand leistete, bey welcher Arbeit sie mit gefangen wurde. Der Tod kam ihr sehr schwer an, und der Hang zum Leben war bey ihr so heftig, daß sie, nachdem ihr bereits die Augen verbunden waren, noch wehmüthig bat, sie nur noch einige Augenblicke die Welt sehen zu lassen; weil aber der Zeitpunkt ihres Todes da war, so wurde ihre Bitte abgeschlagen, und der Karn fuhr unter ihren Füßen weg, worauf sie sich selbst das Tuch von den Augen riß, und auf ihrem Gesichte alle Schrecken des herannahenden Todes zeigte.

* * *

3) Ludewig der eilfte, König von Frankreich, fragte einst einen Wahrsager, der eben zu der Zeit viel Aufsehens machte: „Wie lange er noch leben würde?“ — Der schlaue Prophet, der die Arglistigkeit dieser Frage merkte, antwortete dem Könige: „Noch drey Monathe nach mir.“ Der König hörte dies, und er mochte es nun glauben oder nicht, so war er doch für des Propheten Leben, wie für sein eigenes besorgt.

* * *

4) Der Leibarzt Ludewigs des eilften, Königs von Frankreich, Jakob Loctier sagte einst zu ihm: Er würde,

würde, wenn er ihn fortschickte, keine acht Tage mehr leben, und er erhielt monatlich mehr als zehn=tausend Schildthaler Besoldung. Dies würkte blos die Furcht vor dem Tode.

* * *

5) Surajah Dowleh, einer der mächtigsten Fürsten in Indien wurde von seinem Feinde 1757 gefangen genommen. Man wollte ihn Anfangs nicht umbringen, aber Meirum, der Sohn des Jaf=fier, seines Feindes, wartete nicht lange, sondern schick=te seine Bedienten mit dem Mordauftrage ab. — Ihr Hereinstürzen in die Kammer des Unglücklichen ließ ihn sogleich ihre Absicht errathen, und die Furcht des herannahenden Todes vermochte ihn, in ein lautes Wehklagen auszubrechen. Er erholte sich je=doch in etwas, um nur so viel Zeit sich zu erbitten, sein Gebet zu verrichten, und sich waschen zu kön=nen. Die Mörder, voller Ungeduld, ihr Geschäft zu endigen, ergriffen einen Krug Wasser, der bey ihm stand, und stürzten denselben über seinen Kopf, worauf dann einer ihm einen Dolchstich gab, und die andern mit ihren Säbeln ihn vollends in Stücken hieben. Er war zwanzig Jahr alt, und hatte funf=zehn Monate regiert.

* * *

3.
Vom Muthe, von der Gleichgültigkeit, von der Freude bey Annäherung des Todes.

— — Es ist ein erhabenes Schauspiel, den Christen und Weisen in der letzten Stunde des Lebens mit unerschütterlichem Muthe, ohne Furcht und Grauen, dem Tode entgegen gehen zu sehn. Hier behauptet er die Würde, die ihm der Unsterblichkeit fähig macht. Menschen, die die Fortdauer ihres Geistes mit Gewißheit fühlen, die in dem Stralenglanze ihrer Tugenden einherwandelten, können nie zittern, wenn sie das Kleid der Sterblichkeit ablegen sollen; sie hoffen und glauben, daß in der dunkeln Nacht, die ihr Auge deckt, ein himmlisches Licht ihrem Geiste die gewisse Bahn zu dem Throne des Allvaters zeigen wird. Ihr Geist erliegt nicht unter schrecklichen Vorstellungen von Tod und Grab, — denn dies sind Spiele einer kranken Phantasie, — sondern erhebt sich mit der Kraft eines unendlichen Wesens über die Trümmer seines Körpers empor, um mit entfesselten Schwingen den glücklichen Wohnungen der Vollkommenheit entgegen zu eilen.

* * *

1) Beyspiele des Muths bey naher Todesgefahr.

1) De Silles, zwey und zwanzig Jahr alt, der sich am 31 August 1790 zu Nantes durch eine der helden-

heldenmüthigsten Thaten berühmt machte, starb eben so standhaft. Sein Regiment, wobey er als Officier diente, rebellirte. Man schickte Truppen gegen sie, allein sie widersetzten sich, fuhren drey Kanonen auf, und waren im Begrif, sie loszubrennen. De Silles wollte sie durch Bitten zur Ruhe bringen, allein da sein Bitten nichts half, so legte er sich vor die Mündung der mittelsten Kanone, und die Zündlöcher der zwey übrigen Kanonen bedeckte er mit seinen Händen. Aber die Treulosen schoßen auf ihn, und er ward von vier Kugeln getroffen. Er hatte die Mörder erkannt, weigerte sich aber standhaft, sie zu nennen, selbst gegen seinen Vater, der ihm unverletzliche Verschwiegenheit angelobte. Nachdem er vierzig Tage gelitten hatte, mußte man ihm das Bein ablösen. Er litt die Operation, ohne von jemand gehalten zu werden. Aber sie war fruchtlos. Der Geistliche, der ihm beym Tode Muth einzusprechen kam, sagte ihm: „Er traure, wie die ganze Nation, einen so großen Mann, einen Helden in der Blüthe des Lebens als ein Opfer seines Muthes sterben zu sehn. „Was reden sie da vom großen Manne, sagte der Sterbende; ich bin ein Bürger, der seine Mitbrüder zu retten suchte, und sterbe ohne Schmerz, weil ich fürs Vaterland sterbe. Ich beklage nur eines, sagte der Vater, mich am 31 August nicht bey meinem Sohne befunden zu haben, nicht, um ihn von seiner Heldenthat abzuhalten, sondern damit ich den Ruhm und die Gefahr hätte mit ihm theilen können.

* * *

2) Legendre, ein Volksrepräsentant zeichnete sich in dem Aufruhre zu Paris am 20 May 1795 durch seine ausserordentliche Entschlossenheit aus. Als der Tumult im Convent aufs Höchste gestiegen war, forderte er seine Kollegen auf, durchaus ihre Posten nicht zu verlassen. „Die Natur, rufte er, hat uns alle zum Tode bestimmt; etwas früher oder später sterben, ist für Republikaner einerley!“

* * *

3) Bey eben diesem großen Aufruhr drang das Volk in den Conventssaal. Ferrand, ein Volksrepräsentant, stellete sich vor die Thüre. „Mordet mich, rufte er: indem er seine Weste aufriß, und die Brust entblößte, mordet mich, wenn ihr Blut wollt; ihr sollt aber nicht anders in den Saal gelangen, als wenn ihr über meinen Körper vordringt. Ferrand warf sich würklich zur Erde, allein man drang über seinen Körper in den Saal. — Ferrand gieng in den Saal zurück. Bald darauf sah er, daß zwanzig der Empörer mit ihren Flinten auf den Präsidenten zielten. Er eilte auf die Tribüne zu steigen, um selbigen mit seinem Körper zu decken. Ein Officier faßte ihn bey der Hand, um ihn herauf zu helfen. Ein Empörer wollte den Officier daran verhindern. Der Officier gab selbigem einen Stoß vor die Brust; um sich zu rächen, schoß dieser ein Pistol ab. Der Schuß traf Ferrand. Er fiel zu Boden. Die Kannibalen schleppten ihn bey den Haaren fort, und mordeten ihn vollends mit Piquenstichen.

* * *

4) Posidonius, ein alter Stoicus, litt an den fürchterlichsten Stein= und Gicht=Schmerzen; aber er trotzte ihnen mit wahrer Selbstverläugnung, und rufte oft aus: „Wüthe, wüthe nur Schmerz, dennoch will ich dir nicht gestehen, daß du ein Uebel bist.

* * *

5) Als Chevelpedore in Indien 1756 erobert werden sollte, so mußte zuvor eine Pagode in Besitz genommen werden. Man legte schon die Leitern an, als einer der Bramanen, voll Verzweiflung, seinen Tempel verunreiniget zu sehn, einen hohen Thurm über dem Thore erstieg, ein kurzes, aber lautes Gebet voll der schrecklichsten Verwünschungen wider die Angreifenden hersagte, und sich sodann muthig hinabstürzte. Obgleich die Feinde nur Muhamedaner waren, so machte diese That doch einen sehr großen Eindruck auf sie. Sie fürchteten den Fluch des ganzen Landes auf sich zu laden, wenn sie mehr solche schwärmerische Mordthaten veranlassen sollten. Sie verließen also gleich den Ort.

* * *

6) In Kasoletto ohnweit Oppido in Kalabrien saß, als die Verwüstung des Erdbebens am 5 Februar 1783 ausbrach, der Prinz mit seiner ganzen Familie beym Essen. In demselben Moment, als die Erde zu beben anfing, sprang der Bruder der Gemahlin des Prinzen auf, sah eine Wand sich öffnen, und sogleich war sein Entschluß gefaßt. Durch einen glückli=

glücklichen Sprung durch dieselbe entrann er dem Tode, und verlohr nichts als den Schuh. Die ganze übrige Familie ward unter den Ruinen begraben, und nur hernach ein Sohn noch lebend aus dem Schutte hervorgezogen.

* * *

7) Ein gewisser Engländer Str. * * * wandte sich einst ruhig, da einmal, während des Essens in einer großen Gesellschaft der Blitz ins Zimmer schlug, den Teller, den sein Bedienter in der Hand hatte, traf, und die Gesellschaft verwirrt auffuhr, zu diesem Bedienten, und sagte: „Erinnere mich morgen daran, daß ich einen Ableiter auf mein Haus setzen lasse."

* * *

8) Vergniaud, ein geächteter Konventsdeputirter, saß in der Conciergerie in Paris gefangen, und wurde vor das Revolutions Gericht geführt; hier sahe er den La Source, seinen Kollegen, der im Gefängnisse Luxemburg saß, und eben jetzt auch vor dem Tribunale stand, und sagte mit lachendem Muthe zu ihm: „Ihr findet vielleicht an dem Verluste des Lebens etwas, das der Klage werth ist; denn ihr habt einen Blick auf die Gärten von Luxemburg, der euch erinnern kann, daß es etwas schönes in der Natur giebt; wir aber, die wir unter menschlichen Fleischbänken leben, und täglich frische Opfer zum Schlachten abführen sehen, wir sind mit dem Tode

so

so vertraut geworden, daß wir mit völliger Gleichgültigkeit daran denken.

* * *

9) Der Fürst Potemkin, der verstorbene große Günstling der jetzigen Kayserinn Katharina II von Rußland, hatte sie einst sehr erzürnt, und es war so weit gekommen, daß sie ihn selbst kommen ließ, um ihm persönlich ihre Ungnade anzukündigen. Er hörte sie ganz gelassen an, lachte ihr aber, da sie ausgeredet hatte, in das Angesicht, und sagte ihr: „Meynen sie denn, daß ein Mann, wie ich, diesem ihrem Befehle Genüge leisten werde? Potemkin gehet nun nicht anders von der Stelle, wenn sie ihren Ausspruch in Würkung setzen wollen, als sie lassen ihm hier in ihrer Gegenwart den Kopf vor die Füsse hinlegen; anders nicht! Wollen sie dieses, so befehlen sie! — Die Kayserinn drehete sich lachend herum, und sagte: Was soll man mit einem solchen verwegenen Manne anfangen? Man muß ihn seyn lassen, was er ist.

* * *

2) Beyspiele des Muths auf dem Schavotte.

10) Biroteau, Deputirter beym Nationalconvent in Paris, den ein Decret eben dieses Convents ausser dem Gesetz erklärt hatte, war im Begriff, als ein verkleideter Matrose, unter angenommenem frem-

den Nahmen im Jahre 1794 nach Neuengland abzugehen. Ein Mensch, dem er sich vertraulich entdeckt hatte, und der nachher auf dem Blutgerüste seine schwarze Seele aushauchte, verkaufte ihn, und er ward den 3 Brûmaire arretirt, und starb schon am vierten. Einen Augenblick vor seinem Tode verlangte er, daß man ihm noch erlaube, an seine Gättin zu schreiben. Dieser Brief hauchte vom Anfange bis zu Ende eine tröstende Philosophie; er zeigte sich darinnen als einen Mann, den die stärkere Parthey nieder schlug, und das Gesetz des Siegers hieß Tod! — — Man sagt, er hätte ihr seine silberne Uhr und ein Assignat von 80 Livres geschickt. Biroteau selbst stieg mit einer solchen Festigkeit, und mit einer so natürlichen Seelenruhe auf das Blutgerüst, daß man ihn, in Zeiten wo die Religion noch galt, zum Range der Märtyrer erhoben hätte. Sein Muth erfüllte selbst diejenigen, welche den Tod fürchteten, mit Feuerkraft. Man wuste noch nicht, daß man das Schaffot mit einer solchen Heiterkeit, mit einem solchen Frohsinne betreten könnte. Biroteau starb fest und ruhig, und lächelte voll Mitleids, als man ihm sagte: Er solle ruffen: Es lebe die Republik! — Man versichert, er habe mit Achselzucken gesagt: „Welches Volk für eine Republik!

* * *

11) Der Feldmarschall v. Münich wurde von der Rußischen Kayserinn Elisabeth verurtheilt, geviertheilt zu werden, doch aber hernach blos nur ins Elend gewiessen. Die Ursache seines Unglücks war

seine

seine ehemalige Größe. Elisabeth selbst stand bey seinem Verhöre hinter einer spanischen Wand, weil sie gerne seine Antworten mit anhören wollte; aber sie hatte bald genug, da sie hörte: daß, nachdem man ihm alle Klagpunkte vorgehalten, die er sich insgesammt zu beantworten anheischig gemacht hatte, er endlich zur einzigen Antwort ertheilte: Ja mein Herr Generalprocurator, über alle diese Punkte will ich vor Gottes Richterstuhl freudig und ruhig Rechenschaft geben; als z. B. auf die Frage: Ob er vor Gott verantworten könne, daß er vor Danzig so viele wackere Söhne des Vaterlandes aufgeopfert; ferner in dem Türkenkriege, und daß er sogar Rußische Generäle an die Kanonen habe anschliessen lassen, und was dergleichen mehr war. Ja, mit Freuden, sagte er, will ich darüber vor Gott Antwort geben; aber darüber getraue ich mir keine Antwort zu geben, daß ich die Schelme, die beim Türkenkriege die Kriegskasse bestohlen, damals nicht an den größten Baum habe aufhängen lassen. Dieser große Mann, der sich so muthig vertheidigte, gieng auch mit eben dem Muthe auf den Richtplatz. Es war, als gienge er auf eine Hochzeit. Auf dem Schaffot gab er dem wachhabenden Offizier Ring, Uhr, und alles, was er bey sich hatte, unter dem Bedinge, um seine Befehle streng in Erfüllung zu bringen, und ihn in nichts zu schonen; und als ihm hier endlich Gnade verkündiget wurde, so vergoß er Thränen, daß sein Todesurtheil nicht in Erfüllung gehen sollte.

* * *

12) Als die Prinzeßin Grimaldi Monacco zu Paris zum Tode verurtheilt war, gab sie sich für schwanger aus, und wurde daher ins Gefängniß wieder zurück gebracht. Hier schnitt sie sich gleich ihre schönen Haare ab, und schrieb an den öffentlichen Ankläger, Fouquier von Tinville, er möchte auf einen Augenblick zu ihr kommen. Er kam nicht. Sie schrieb so gleich wieder, und meldete ihm: Sie hätte ihm mündlich nur sagen wollen, daß sie nicht schwanger sey; weil er aber nicht gekommen, so melde sie ihm es jetzt schriftlich; sie habe jene Ausrede blos darum genommen, um ihre Haare selbst abschneiden zu können, damit es nicht von Henkershand geschehen möchte. Die Haare wären das einzige Vermächtniß, das sie ihren Kindern hinterliesse, aber es sey rein. Unterschrieben war der Brief: Grimaldi Monacco, ausländische Prinzeßin, die durch Ungerechtigkeit französischer Richter starb; und am nehmlichen Tage wurde sie noch guillotinirt.

* * *

13) Eben diese Prinzeßin, die gewiß zu schön war, um strafbar seyn zu können, gieng in der Reyhe aus dem Gefängnisse heraus, ohne irgend eine andere Gemüthsbewegung zu zeigen, als einen gerechten Unwillen gegen ihre Mörder. Zu denen Gefangenen, bey welchen sie vorbey kam, sagte sie: „Bürger! ich gehe zum Tode mit aller Gemüthsruhe, welche die Unschuld einflößt. Ich wünsche euch allen ein besseres Schicksaal;“ Hierauf wendete sie sich an den

schändlichen Henkersknecht, der sie zum Wagen hinführte, zog aus ihrem Busen ein Bündel ihrer schönen Haare, und sagte zu ihm, indem sie ihm dieselben gab: „ich will dich um eine große Gefälligkeit bitten. Versprichst du mir, sie zu thun?" Ja, antwortete das niedrige Werkzeug so vieler Mordthaten. — „Hier ist ein Bündel von meinen Haaren; ich wage es, dein Mitleiden in meinem Nahmen und im Nahmen aller derer, die mich hören, anzuflehen. Schicke es an meinen Sohn. Die Addreße ist dabey. Versprichst du mir das? Schwöre mir in Gegenwart dieser ehrlichen Leute, die ein gleiches Schicksaal erwartet, daß du mir diesen letzten Dienst, den ich von Menschen erwarte, erzeigen willst." Nachher wendete sie sich zu einer ihrer Kammerfrauen, die mit ihr proscribirt wurde, und in großer Niedergeschlagenheit vor ihr hergieng, und sagte: „Muth, meine liebe Freundin! Muth! Nur das Laster kann Schwachheit zeigen!"

Sie wurde zu Paris d. 24 Junius 1794 guillotinirt.

14) Der fromme Polycarpus mußte der Christlichen Religion wegen als Märtyrer im Feuer sterben. Der Proconsul drang heftig in ihn, und sprach: Schwöre, und ich will dich los lassen; lästere und verläugne Christum, so soll es dir wohlgehn. Polycarpus sagte: Sechs und achtzig Jahre habe ich Christo gedienet, und nie hat er mich auf irgend eine Art beleidiget, wie sollte ich also meinen König lästern, der für mich so sehr gesorgt hat? — Nun, so habe ich

denn, sagte der Proconsul, wilde Bestien, die dich zerreissen, wofern du nicht zurück kehrst; Polycarpus antwortete: Laß sie heraus, ich habe fest beschlossen, nicht zurück zu lehren, nicht von dem bessern mich zu dem schlechtern zu wenden. Euch wäre es anständiger, wenn ihr von dem Bösen zu dem, was gut und recht ist, zurück kehrtet. Ich werde dich durchs Feuer zahm machen, fuhr der Proconsul aufs neue fort, weil du die wilden Thiere nichts achtest. Worauf jener versetzte: Ihr drohet mir mit Feuer, welches nur eine Stunde dauert, und bald verlöscht, allein ihr wisset nichts von jenem ewigen Feuer am Tage des Gerichts, von jenen unaufhörlichen Martern, die für die Gottlosen bereitet sind. Doch, warum verzieht ihr so lange? Bestimmt mir jeden Tod, der euch nur immer gefällt!

Als der Scheiterhaufen zubereitet war, und sie ihn an den Pfahl annageln wollten, sagte er: „Laßt mich, so wie ich bin; denn derjenige, der mir Stärke gegeben hat, zu diesem Feuer zu gehn, der wird mir auch Geduld geben, darinnen auszuhalten, ohne daß ihr meinen Körper erst durch Nägel befestigen dürfet." — Er litt im Jahre Christi 170, und war 63 Jahr Bischoff gewesen.

* * *

15) Den Tag vor seiner Hinrichtung bemerkten seine Freunde, daß Thomas Belney sehr aufgereimt wäre, und daß er seine Speise mit frölichem Herzen genösse, und freueten sich darüber. Er nahm

nahm daher Gelegenheit, und sagte zu ihnen: „Meine Freunde, ich mache es wie diejenigen, welche ein baufälliges Hauß bewohnen; sie wenden so lange Kosten darauf, als sie es noch erhalten können.“ Als er zur Gerichtsstätte gieng, sagte er: „Ich fahre mit dem Schiffer durch ein ungestümes Meer, aber bald werde ich in dem Hafen seyn. Stehet mir mit eurem Gebete bey!“ Man redete mit ihm von der Hitze des Feuers, und zugleich auch von dem Beystande Gottes und seines Geistes; worauf er, wie er schon oft gethan hatte, seinen Finger in ein brennendes Licht hielt; — „ich fühle, sprach er, und erfahre es, daß das Feuer heiß ist; allein, ich bin aus dem Worte Gottes und aus der Erfahrung einiger, von denen in der Schrift steht, überzeugt, daß sie in den Flammen keine Hitze, und in dem Feuer keine Verbrennung empfanden, und ich glaube gewiß, daß, obwohl das Verbrennliche meines Körpers verzehrt wird, so wird doch meine Seele dadurch gereiniget werden, und es wird auf kurze Pein eine ewige Freude folgen.“ Er führte darauf die Worte aus dem Jesaias an, Kap. 43, Vers 1, 2.

Da der Wind die Flamme zum Theil von ihm wegwehete, und seine Quaal verlängerte, hielt er seine Hände empor, und rief: Bald, Jesus — bald — ich glaube. Er litt seinen Tod 1531.

* * *

16) George Wisheart, ein Schottländer, mußte als ein sehr frommer Mann im Jahre 1546 im Feuer

den Märtyrer Tod sterben. Er zeigte aber dabey die größte Standhaftigkeit. Der Scharfrichter fiel auf seine Kniee, und bat ihn: Herr, vergebt mir, ich bin nicht Ursache an eurem Tode. Wisheart rief ihn zu sich und sprach: „Sehet, das ist das Zeichen, daß ich euch vergebe; verrichtet nur euer Amt!“ Man band ihn hierauf an den Pfal, und zündete das Feuer an.

Der Schloßhauptmann näherte sich ihm, und sprach ihm Muth zu, worauf er antwortete: „Dieses Feuer martert zwar meinen Körper, aber es schlägt meinen Geist nicht nieder.“

Als er die Augen in die Höhe schlug, und den Kardinal Beton am Fenster erblickte, der seine Lust an der Marter hatte, sprach er: — „Der vornehme Mann, der von jener Höhe sich an meinen Schmerzen weidet, wird in wenig Tagen an eben das Fenster gehangen werden, woraus er jetzt so stolz herabsieht.“ Und dieses geschah auch würklich; dieser Kardinal war sein ärgster Verfolger.

* * *

17) D. Rowland Taylor, ein großer Gottesgelehrter und Rektor zu Hadley in Suffolk ward 1555 zu Hadlay verbraunt. Er war auf dem Wege dahin fröhlich, als wenn er zu einer Hochzeit gehen sollte. Der Scheriff von Esseck setzte ihm unterwegens heftig zu, um ihn zum Pabstthume zu bewegen, allein Taylor gab zur Antwort: „Ich sehe, ich bin selbst betrogen worden, und es scheint mir,

als wenn auch ich viele in Hadley in ihren Erwartungen betrügen würde!“ — Der Scheriff in Hofnung, daß diese Worte sich auf einen Wiederruf beziehen würden, bat ihn, er möchte sich deutlicher ihm erklären, worauf Taylor folgende Antwort gab: „Ich bin ein Mann von einem starken Körper, und hofte auf den Kirchhof zu Hadley begraben zu werden; allein, wie ich sehe, bin ich betrogen. Es giebt da eine große Anzahl Würmer, die sich von mir vortreflich würden genähret haben; nun aber sind wir beyde, ich und sie in unserer Erwartung betrogen.“ Der Scheriff wurde durch diesen Beweiß eines starken Muthes in der augenblicklichen Erwartung eines so schmäligen Todes in ein großes Erstaunen gesetzt.

Zwo Meilen von Hadley ruhete man ein wenig aus, und Taylor bezeigte sich vergnügt, und sagte: „Ich befinde mich sehr wohl, und habe mich niemals besser befunden. Gott sey gelobt, ich bin nun bald nach Hause. Nur noch einen kurzen Weg, so bin ich in dem Hause meines lieben Vaters!“ — Es ward ihm nicht erlaubt, das Volk, das sehr über seinen Tod wehklagte, anzureden, demohnerachtet wagte er es auf dem Richtplatze doch, dem Volke zu sagen: „Ich habe das Evangelium geprediget, und nun will ich die Wahrheit desselben mit meinem Blute besiegeln!“ — Darüber ward er von einigen aus dem Volke grausam gemißhandelt, und einer besonders warf ein Dornbündel nach ihm, wodurch sein Gesicht so zerrissen ward, daß es blutete. Der

Doktor sagte nichts weiter zu ihm, als: „Freund, ich habe Elend genug, warum vermehrst du es?“

Als er an den Pfahl gebunden, und das Feuer angezündet war, streckte er seine Arme aus, und sagte: „Barmherziger Vater im Himmel, um Jesu Christi, meines Heylandes, willen, nimm meine Seele in deine Hände!“ Hierauf stand er gelassen und unbeweglich, bis ihm einer mit einer Hellebarde den Hirnschädel einschlug.

* * *

18) Thomas Morus that bey dem Hinaufsteigen auf das Schafott an einen Anwesenden folgende Bitte: „Er sollte ihm erlauben, sich auf ihn stützen zu dürfen, und setzte lachend hinzu: ich werde ihnen nicht dieselbe Mühe beym Heruntergehen machen.“

Siehe Thanatologie 1 Band, Seite 195.

* * *

19) In Exeter wurde im April 1789 ein Hauseinbrecher, mit Nahmen Skith, gehangen. Er war ein Jüngling, der wegen seines standhaften Betragens und seiner musterhaften Bekehrung die Herzen aller Zuschauer rührte. Er hielt auf dem Richtplatze eine Rede voll nachdrücklicher Ermahnungen, und erklärte diesen Todestag für den glücklichsten seines Lebens. Kaum war er aufgehangen, so lößte sich der etwas kurze Strick vom Galgen, und der Körper fiel ab. Man vernahm ein lautes Jammern

unter den Zuschauern, da Skith von neuem aufgehangen werden sollte, das noch vermehrt wurde, da der Leidende sich zu ihnen wandte, und sagte: „Lieben Leute, seyd unbesorgt, ich bin nicht in Eil; ich kann warten." — Der Henker, der keinen längern Strick hatte, wartete bis ein anderer mitgehangener Delinquent ganz tod war, da er denn den Strick von dem Leichnam ablößte, und den ruhig harrenden Skith damit endlich auch abfertigte.

* * *

20) Chapuis von Maubourg, ein Edelmann, der unter die berühmtesten Artillerie-Officiere von Europa gerechnet wurde, fiel in die Gewalt der Conventscommissarien zu Paris, die in Lyon im Jahre 1793 die schrecklichsten Grausamkeiten begiengen. Sie boten ihm das Leben an, wenn er in der Armee des Convents dienen wollte; sie wiederholten ihm diese Anerbietung in dem Augenblicke, als man ihm schon die Augen verband, um ihn zu erschießen. „Nein, antwortete er, ich habe für meinen Gott, und meinen König gekämpft, und kann auch nur für sie kämpfen." — Ruhig erlitt er die Todesstrafe.

* * *

21) Franz Hebenstreit, Ober-Lieutenant in Oesterreichischen Diensten, mißbrauchte seine großen Talente, ließ sich in eine Verschwörung ein, und wurde am 8 Januar 1795 zu Wien im 49 Lebensjahre gehangen. Er war bey seinem Todesurtheile

sehr heiter und muthvoll; er fragte den Auditeur nach Vorlesung seines Urtheils: „Haben sie mir nichts weiter zu sagen? Nein, sagte der Auditeur. Nun, so gehe ich! — Er wurde gefragt, ob er einen Geistlichen verlangte? — Ja, wenn er mit mir Schach spielen will. Die übrige Zeit spielte er auf der Violine.

* * *

22) Zu Lyon ward vor kurzem der Schauspieler Chauvin der Revolutionscommission übergeben. Er ward beschuldiget, daß er sich als ein eifriger Königsfreund gezeigt, und sich oft für die Herstellung der königlichen Würde geäussert habe; als der Präsident des Tribunales ihn fragte, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen habe? antwortete er: „Es ist allerdings wahr, daß ich meinem König sehr ergeben gewesen bin; ich habe Ludewig XVI, als er König war, sehr geliebt; jetzt aber liebe ich das Volk, da dieses nunmehr König ist.“ Nachdem ihm sein Urtheil gesprochen worden, fieng er an zu lachen: „Meine Freunde, sagte er, indem er sich an die Richter wendete, ihr bedenkt nicht, daß ihr eine Majestät zur Guillotine verurtheilt habt; ich bin so gut ein König, als alle die Könige, die man hier sieht.“ — Hier zeigte er auf das Volk — Ew. Majestät sagte er darauf, indem er sich an das Volk wendete: wollt ihr denn zugeben, daß man eine Majestät, wie ich bin, guillotinire? — Das Volk rief darauf: „zur Guillotine! zur Guillotine!“ — Als er auf

das

das Bret derselben gelegt wurde, rief er zuletzt: Adieu Ew. Majestät! Ihr Könige müßt doch auch noch daran!

* * *

23) Herr De la Porte, Schatzmeister der Civilliste unter Ludewig XVI wurde den 23 August 1792 zum Tode verdammt. Das ganze Verhör hindurch, und bis auf den letzten Augenblick behielt er seinen Muth und völlige Gegenwart des Geistes. Gleich nach empfangenem Urtheile sprach er: „Bürger! ich sterbe unschuldig, ohngeachtet aller Umstände, die gegen mich zu seyn scheinen. Möge mein Blut, das zur Abbüßung meines Verbrechens, woran ich keinen Theil habe, fliessen wird, dem Reiche seine Ruhe wiedergeben, und meine Verurtheilung das letzte ungerechte Urtheil dieses Gerichtshofes seyn! Aber ich zweifle.“ Er ward allgemein bedauert, und hatte 400000 Pf. jährliche Einkünfte.

* * *

24) Unter denen am 7 Juli 1794 zu Paris guillotinirten befand sich der Gelehrte und Dichter Roncher. Als er eben abfahren sollte, wurde er in der Geschwindigkeit von einem andern Gefangenen gezeichnet. Dies Portrait bestimmte er für seine Frau und Kinder, und setzte folgende vier französische Verse darunter:

Ne vous étonnes pas, objets charmans & doux,
Si quelqu' air de tristesse obscurcit mon visage,

Lorsqu' un crayon ſavant deſſinoit cette image,
On dreſſoit l'echafaud, & je penſois à vous.

Geliebte! Theure! wundert euch hier nicht,
Wenn ihr in dieſem Angeſicht
Die Miene eines Traurigen entdeckt;
Als eine Meiſterhand dies Bildnis ſchuf,
Da tönte traurig „zum Schaffot" der Ruf, —
Ich dacht an euch! — und ward von dieſem Ruf
erſchreckt!

* * *

3) Beyſpiele des Muths im Schlachtfelde.

25) Bey Komines wurde ein Franzöſiſcher Officier mit einem kleinen Detaſchement im Jahre 1793 von einer zahlreichen Parthey Holländer umringt. Seine Leute widerſtanden nicht lange, und das Geſchrey „— rette ſich, wer kann" — zerſtreuete ſie bald. Der Officier blieb zurück, und bat auf ſeinen Knieen um Pardon. Die Holländer würden ihn bewilligt haben, allein der Franzoße beſann ſich wieder, zog ſein Schwerd, und ſagte: „Ich denke an meine Pflicht, und will für mein Vaterland ſterben. So verwundete er fünf Mann, drey Bajonette durchſtachen ihm die Bruſt. Er ſchlug noch einmal um ſich, und rief, indem er fiel, mit meinem letzten Seufzer ſage ich noch! Es lebe die Nation!

* * *

26) Der große Englische General Wolf blieb in der Schlacht bey Quebeck. Sein Ende war, wie das Ende des Epaminondas, und ihm hatte England die Eroberung von Canada zu verdanken. Alles bestand auf dem Rückzug und Aufhebung der Belagerung von Quebeck. Land und Seemacht dachten darüber einstimmig. Nur allein ihr Anführer wollte siegen, — und siegte. — Ein tödlicher Schuß aber streckte ihn dahin, und raubte ihm alle Besonnenheit. In diesem Zustande wurde er von seinen Soldaten aus der Schlacht getragen. Er athmete noch, allein mit geschlossenen Augen, und dem Ansehen nach sprachlos. Unterdessen sahe man die Franzosen fliehen; ein Anblick, welcher einen von den Soldaten, die ihren General nicht verlassen wollten, zu dem Ausbruch von Freude brachte: „O seht, wie sie laufen!" Diese Worte würkten auf die große Seele des mit dem Tode ringenden Feldherrn so sehr, daß er auf einige Augenblicke gleichsam wieder auflebte. Er öfnete die Augen, und fragte: Wer läuft? — Die Antwort war: die Franzosen! — Nun, erwiederte er, Gott sey Dank! Und mit diesem Athemzuge starb er.

* * *

27) In der Schlacht bey Hochland im Jahre 1789 zeichnete sich der Herzog Karl von Südermannland durch seinen Muth sehr aus. Als das Admiralsschiff, worauf er kommandirte, von allen Seiten von den Russischen angegriffen und umgeben war, mach-

machten einige von den Leuten am Bord Miene zum Streichen; aber der Herzog rief: „Durchaus nicht! Lieber das Schiff in die Luft gesprengt, als sich ergeben!“ Würklich riß er einem Konstabel die Lunte hinweg, nahm seine Stellung beym Magazine, und fragte nun den Admiral, Graf Wrangel, ob er glaube, daß es möglich sey, das Schiff zu retten? Es wird sehr schwer seyn, antwortete der Admiral, aber, wir wollen unser möglichstes thun. Das Feuern wurde fortgesetzt, und das Schiff gerettet. Die Schlacht dauerte von Nachmittags vier Uhr bis Abend um zehn Uhr. Als schon das Admiralsschiff in vollen Flammen stand, rauchte der Herzog ruhig sein Pfeifchen fort.

* * *

28) In eben derselben Schlacht wurde auf dem Schiffe Wasa der Commandeur Graf Horn, und der Capitain getödet. Als sie fielen, übernahm der junge Lagerstråle als Lieutenant das Commando, das ihm sein sterbender Chef mit den Worten übergab: „Du sollst mir vor Gott antworten, wenn du die Flagge streichst, und er that mehr, als der Sterbende erwarten konnte.

* * *

29) Unter der Zahl der braven Rußischen Officiere, welche heldenmüthig gegen die Schweden bey der Insel Bornholm im Junius 1789 fochten, war auch der Kapitain Mulofsky, ein natürlicher

Sohn

Sohn des Grafen Tschernischef, des ersten Beamten bey der Rußischen Admiralität. Er hatte selbst den Mastbaum bestiegen, arbeitete mit eigener Hand und gab Ordres. Eine Kanonenkugel traf ihn im Rücken; er stürzte hin, und in der letzten Sterbensminute bat er noch seine Officiere und Leute aufs innigste, das Gefecht so lange fortzusetzen, bis das Schiff untersinken würde. Hierauf erhob er seine Hand, an deren einem Finger ein Ring sich befand, der ein theures Unterpfand von seiner Geliebten war, küssete ihn noch einmal, und gab nun seinen Geist auf.

* * *

30) Gustaph Adolph, der große König von Schweden, begab sich im Felde immer in die größeste Lebens Gefahr. Vergebens bediente sich Graf Oxenstirna des Rechts, das er als Freund hatte, ihm oft mit Ernst zu zu reden. Er antwortete auf die Erinnerung, daß es einem Könige nicht gezieme, sich wie ein junger Offizier aller Gefahr auszusetzen: „Der Tod findet am ersten die, welche ihn fliehen! Ich halte es für meine Pflicht, mit denen, die für mich ihr Leben wagen, jede Gefahr zu theilen. Ich will es nicht machen, wie die Könige, die Schlachten gewinnen, ohne aus ihrem Palaste zu gehen.

* * *

31) Eben dieser große Schweden König wurde einst in einem Gefechte zwischen der Reuterey verwundet.

det. Die Kugel drang nahe am Halse in die Schulter, und riß ihm den Arm mit solcher Gewalt in die Höhe, daß er im ersten Augenblicke glaubte, ihn verlohren zu haben. Man hob ihn sogleich vom Pferde, und suchte ihn auf der Stelle so gut als möglich zu verbinden; aber das Blut floß unaufhörlich, und man befürchtete, daß die Pulsader am Halse zerrissen, und die Wunde tödlich seyn möchte. Gustaph las diese schreckliche Vermuthung in der Todenblässe der Umstehenden, und hörte sie mit ruhiger Ergebenheit in den Willen der Vorsehung. Er bereitete sich mit großem Muthe zum Tode. — Weil es nicht möglich war, das Blut zu stillen, so brachte man den König nach der kleinen Stadt Dirschau, wo sein Leibarzt die Wunde untersuchte. Er entsetzte sich bey ihrem Anblicke so sehr, daß er sich nicht enthalten konnte, auszuruffen: „das habe ich voraus gesehen, weil Ew. Majestät auch gar keine Warnung annehmen wollten. Gustaph verzog den Mund zum Lächeln, und antwortete blos mit dem lateinischen Sprüchworte: Ne sutor vltra crepidam, oder: Schuster bleib bey deinem Leisten. Der Wundarzt fuhr darauf fort, die Wunde zu sontiren, und erklärte zuletzt: Es sey unmöglich aus der Wunde heraus die Kugel zu ziehen, weil sie zu tief eingedrungen wäre. „So mag sie denn stecken bleiben, sagte Gustav ganz kalt, als ein Denkmal eines nicht ganz unrühmlichen Lebens. Ein Körper, der keine Weichlichkeit gekannt hat, kleidet den hohen Muth eines Königes."

* * *

4) Beyspiele des Muths und der Freudigkeit auf dem Kranken und Sterbebette.

32) Der Dokter Medizinä und Professor zu Duisburg, Johann Gottlob Leidenfrost, der am 2 Dezember 1794 im 80 Jahre starb, litt am Ende sehr an Auszehrung, Wassersucht und zunehmender Entkräftung; aber er blieb immer standhaft, und beharrete unbeweglich in der Anhänglichkeit an Gott und seinem Heylande. Ich habe, sprach er, nicht weit zu reisen zu dem Vater im Himmel, denn ich habe ihn bey mir in meinem Herzen.

* * *

33) Da der Graf Moritz von Sachsen, Marechal von Frankreich, in seiner letzten Krankheit vom Königlichen Französischen Leibarzt, Herrn Senac, besucht wurde, und der Graf an seiner bedenklichen Miene sahe, daß es unmöglich sey, ihn zu retten; so sahe er ihn an, und sagte mit besonderer Gelassenheit: „Da bin ich nun, mein Freund, am Ende eines schönen Traums, und dergleichen ist der Lauf aller irrdischen Herrlichkeiten. Sie sind nichts, als Träume.

gest. d. 30 Nov. 1750.

* * *

34) Sixtus der V, Römischer Pabst litt vier Monate vor seinem Tode an entsetzlichen Kopfschmerzen,

zen, die ihn nie verliessen. Selten kam er zu Bette, und immer nur auf kurze Zeit, weil die Ruhe seinen Schmerz vermehrte, und er nur bey starker Bewegung Linderung fühlte. Die Staatsgeschäfte wurden jedoch keinen Tag unterbrochen; er arbeitete und gab Audienz selbst in den kränklichsten Stunden, denn er sagte: „Ein Fürst muß das Steuerruder nicht eher verlassen, als mit dem Leben; so wie die Nachtigall, die bis zur Stunde ihres Todes noch singt. —

Er starb d. 23 August 1590.

* * *

35) Eben diesen Gedanken, nur mit andern Worten ausgedrückt, hatte der berühmte Kayser Vespasianus; denn er pflegte oft zu sagen: Ein Fürst müsse stehend sterben.

* * *

36) Der seelige Superintendent, Karl Traugott Eifert, zu Zeitz wurde 1787 den 24 März dahin beruffen. Verdrüßlichkeiten und häußliche Leiden schwächten seine Gesundheit, und vor dem Antritte seines neuen Amtes unternahm er eine Erholungsreise nach Roßleben. Auf der Rückreise wurde er krank, und mußte in Trebsdorf, dem Filiale von Thalwinkel bey Freyburg, bey einer Prediger Wittwe liegen bleiben, wo er am dritten Tage darauf d. 15 Junius 1787 starb. — Als man ihn an seine

Fami=

Familie auf seinem Sterbebette erinnerte, (denn er hinterließ acht Kinder ohne Mutter, die schon d. 23 Julius 1786 vor ihm starb —) so sagte er lächelnd und heiter: meine Kinder bekümmern mich nicht! Gott hat es mir hier auf meinem Todenbette schon versprochen, daß er sie besser versorgen wollte, als ich konnte. Und es geschah auch. Man bestattete ihn anständig zur Erde, nahm keine Kosten dafür, und seine Freunde theilten sich unter die acht Kinder. — Auch in Merseburg sammlete man eine Kollekte für sie, die 186 Thaler eintrug.

* * *

37) Der letzte Wille des D. Martin Luthers wegen seiner hinterlassenen Wittwe und Kinder war folgender: „Herr mein Gott, ich danke dir, daß du mich auf der Erde hast arm und dürftig leben lassen. Ich hinterlasse weder Hauß, noch Feld, noch andere Güter und Vermögen. Du hast mir Weib und Kinder gegeben; ich gebe sie dir, Herr, wieder. Ernähre sie, und versorge und unterweiße sie, du Vater der Waisen und Richter der Wittwen, Wie du mir gethan hast, so thue ihnen auch."

Er starb d. 18 Febr. 1546 zu Eisleben.

* * *

38) Der Churfürst, Johann George der erste zu Sachsen legte in seiner Krankheit alle seine kostbaren Ringe ab, die er sonst zu tragen pflegte; Doktor Luthers Siegelring aber ließ er sich wieder reichen,

steckte ihn an, und drückte ihn mit der Hand zum Zeichen der beständig fortdauernden Liebe und Bekenntniß der Lutherschen Lehre.

Gestorben d. 8 Oktober 1656 im 72 Jahre.

* * *

39) M. Antonius Berger, Pfarrer zu St. Andreä in Braunschweig bewieß in seiner Todesstunde eine ausserordentliche Freudigkeit. Schon im Dahinscheiden sagte er mit freudiger Stimme: „Machet mir die Thüre auf, nun will ich heim. — Langet mir den Wanderstab her! und mit diesen Worten starb er den 2 Jan. 1643 im 56 Jahre.

* * *

40) Den Vormittag vor seinem Tode ließ der General-Lieutenant, Friedrich Christoph von Saldern die beyden vortreflichen Aerzte, den Doktor Keßler, und den Generalchirurgus Bonnes zu sich ruffen, und sagte: „Meine Herren, ich werde ihnen eine Frage vorlegen; beantworten sie mir solche nach ihrer besten Einsicht, aber als redliche Männer. Kann ich wohl noch drey Tage leben? Er sahe sie bedachtsam und ruhig an; da sie die Augen niederschlugen, und mit den Achseln zuckten, sprach er mit männlicher Stimme: Nun gut, ich verstehe sie, und bin bereit. Nach ihrer Entfernung schloß und öfnete er seine Augen wechselnd, und empfahl seinen für die Unsterblichkeit bereiteten Geist den Händen des allmächtigen Gottes. —

Gebohren d. 2 Junius 1719, gest. d. 14 März 1785.

* * *

41) Ninon von Lenclos behielt bis an den letzten Augenblick ihres Lebens die Lebhaftigkeit und Freyheit ihres Geistes. Die Vorboten des Todes störten die Ruhe ihrer Seele gar nicht. Folgende Verse, die sie einige Stunden vor ihrem Tode machte, hat man aufbehalten.

„Nein, entweiche meinen Sinnen, eitle Hofnung fahre hin,
„Zur Erschüttrung meines Muthes sollst du nun nicht mehr erwachen,
„Da ich reif zum Tode bin.
„Was soll ich hier länger machen?

Sie starb den 17 Oktober 1706, und lebte 90 Jahre und 5 Monate, gebohren den 15 May 1616 zu Paris.

* * *

42) Der Abt Gallieni, der im Oktober 1784 zu Neapel starb, war einer der interessantesten und geistreichsten Italiener seiner Zeit. Viele Leiden sammt den Schrecken eines langsam annähernden Todes vermochten nicht, seine Fröhlichkeit zu schwächen. Sie war bis im Sterben seine Gefährtin; oft erregte er Lachen bey seinen Freunden, die über seinen nahen Verlust in Thränen zerflossen. Hier sind Beweiße:

Zwey Tage vor seinem Tode ließ er seinen Haushofmeister kommen, und fragte nach einem Pferde, welches er ihm beschrieb. Der Mann sagte, es sey eben diesen Morgen verkauft worden. Dem Himmel

sey Dank! rief der Sterbende; und indem er sich zu seinen Freunden wandte, unter welchen der Doktor Galli war, sagte er: Warum glauben sie wohl, daß ich mich nach dem Pferde erkundige, welches auf meinen Befehl verkauft ist? Aus Geldmangel nicht, es fehlt mir nicht daran; ich habe es bloß gesucht los zu werden, weil es mich in meinen testamentalischen Anordnungen hinderte. Ich wußte nicht, zu welchem Artikel es zu rechnen sey. Immobilia? Es hat doch noch eine Art von Bewegung. — Mobilia? — Es giebt nur selten eine Anzeige vom Leben. Dies hätte zu Streitigkeiten unter meinen Erben Anlaß geben können, und dieser will ich sie überheben. Wenig Minuten vor seinem Ende kam der General Acton zu ihm. Als er ihm gemeldet wurde, sagte er: „Sagt Sr. Excellenz, mein Wagen stehe vor der Thür, aber man würde auch nicht zögern, den für Sr. Excellenz bestimmten Wagen vorzufahren."

* * *

5) Beyspiele von glänzenden Tugenden von Kranken und Sterbenden ausgeübt.

43) Demuth im Tode. — Da der Kayser Joseph II bey seiner Krankheit das heilige Abendmahl verlangte, und man ihn fragte: Wer es ihm reichen sollte? so sprach er: Der Burg-Pfarr, denn ich bin in den Augen Gottes nicht mehr, als ein jeder anderer Sterblicher.

* * *

44) Tod aus ehelicher Liebe. — Am 31 März 1794 ward Lavergne Champlauriner, funfzig Jahre alt, ehemals Commendant zu Longwy, welcher im Jahre 1792 dem Feinde diese Festung überlieferte, von dem Revolutionsgerichte zum Tode verurtheilt. — Seine junge, sechs und zwanzigjährige Gattin, die bey dem Urtheilsspruche gegenwärtig war, weil sie hofte, daß er losgesprochen würde, wurde durch dieses Urtheil so rasend, daß auf einmal der feste Gedanke bey ihr entstand: ich will mit meinem Gemahl sterben. Sie machte den Richtern die bittersten Vorwürfe, und als sie dieselben nicht reitzte, rief sie einmal über das andere. „Ein König ist nothwendig!“ — Die Richter hatten die Grausamkeit, sie wegen dieses Ausrufs zum Tode zu verdammen.

* * *

45) Elternliebe stärker als der Tod. — Eine sehr rührende Scene ereignete sich in Paris mit einem jungen Frauenzimmer im Jahre 1792, Nahmens Bois Berenger. Ihr Vater, ihre Mutter und jüngere Schwester hatten ihre Anklage erhalten, und waren gewiß, daß sie sterben mußten. Nur sie hatte sie nicht bekommen. Gott! rief sie voll Thränen der Verzweiflung aus, ihr sollt vor mir sterben? — Ich bin verurtheilt, euch zu überleben? — Sie riß sich das Haar aus, umarmte wechselsweise Vater, Mutter und Schwester, und wiederholte voll tiefen Grams dieselben Worte: O! wir sollen nicht gemeinschaftlich sterben? — Während sie sich so dem Schmerz

überließ, kam die Anklageakte auch für sie an. — Eine unbeschreibliche Freude mahlte sich auf ihrem Gesichte. Tanzen und Springen folgte auf den Thränenguß. Sie lief — flog ihren Eltern in die Arme, umarmte sie von neuem mit der größten Wärme, und rief aus: „Mutter! Vater! Schwester! ach! wir sollen zusammen sterben." — Man hätte glauben sollen, sie hätte ihre und der ihrigen Freyheit in ihren Händen. Sie schnitt sich selbst die Haare ab, aß mit Appetit und Fröhlichkeit, und gab allen Umstehenden bis zu ihrem letzten Athemzuge unter dem Beile der Guillotine ein Beyspiel des unerschütterlichsten Muthes.

* * *

46) Kindesliebe im Tode. — Bey den gräulichen Scenen nach der Eroberung von Lyon im Jahre 1793 liessen die Conventsdeputirten von Paris ein siebenzehnjähriges Mädchen umbringen, die sich bis an ihren Tod weigerte, den Zufluchtsort ihres Vaters zu entdecken, und lieber starb.

* * *

47) Eltern Liebe im Tode. — Eine unglückliche Mutter in Polistena in Calabrien war mit ihren beyden Kindern, einem Knaben von drey Jahren und einem andern von sieben Monaten, der an ihrer Brust lag, im Zimmer, da das Erdbeben anfieng. Alle drey wurden ein Raub des Todes. Die Lage, worinnen die toden Körper gefunden wurden,

war

war der deutlichste Beweiß, daß die Mutter sich selbst den Ruinen Preis gab, um ihre Kinder zu schützen. Das säugende Kind drückte sie unter ihre Brust, und bog sich mit ihrem Körper über das andere, so, daß sie ihren Rücken dem Sturze der fallenden Ruinen darbot. Sie hielt sie beyde fest geschlossen in ihren Armen, und in dieser Stellung fand man sie unter dem Schutte, als ihr Körper schon in Verwesung gerathen war.

* * *

48) Von eben dem Inhalte. — Ein gewißer D. Antonio Ruffo lebte mit seinem Weibe, Pasqualina Nata, in froher Ehe. Ein Mädchen war die Frucht ihrer Ehe, und der einzige Augenmerk ihrer Vorsorge. Die ganze Natur in Calabrien war bey dem schrecklichen Erdbeben schon im Aufruhr, und in jedem Augenblicke drohete ihnen Tod und Untergang, als sie in der größten Verzweiflung sich fest umschlungen, zwischen sich ihr Kind, um es zu schützen, legten, und so den Willen des Himmels erwarteten. In demselben Moment stürzte ihr Haus, ein schwerer Balken fiel auf sie herab, tödete sie beyde, aber trennete sie nicht. Einige Tage nachher räumte man den Schutt auf, fand beyde tod, und glaubte das Mädchen auch tod, aber es war glücklich erhalten. Es wimmerte kläglich, und ward halb tod aus den Ruinen hervorgezogen; es lebt aber bis jetzt noch völlig gesund.

* * *

49) Tugend stärker als der Tod. — Mervan II, der letzte Kalife aus dem Geschlechte der Omaiden, verliebte sich einst in Egypten in eine christliche Nonne, und wollte sie mit Gewalt zu seiner Liebe zwingen. Das keusche Mädchen versprach dem Kalifen, um ihre Unschuld zu retten, eine Salbe, die ihn unverwundbar machte, und erbot sich zugleich, die Probe an sich selbst zu zeigen. Nachdem sie die Salbe zubereitet, und den Hals damit eingerieben hatte, so ließ sie den Kalifen ohne Bedenken zuhauen, und der Barbar hieb ihr den Kopf ab.

* * *

50) Kindesliebe stärker als der Tod. — Ein Missethäter sollte in Bernau im Jahre 1795 gerädert werden, welches seine einzige Tochter so niederbeugte, daß ihre Gesundheit darüber zu Grunde zu gehen schien. Da der schreckliche Tag seiner Hinrichtung immer näher kam, faßte sie den Entschluß, ihren Vater durch Gift dem schimpflichen und schmerzhaften Rädern zu entziehen; gieng daher mit einer Bouteille vergifteten Weins nach dem Gefängniß, wo sie die Erlaubniß begehrte, ihrem Vater noch etwas zu gute zu thun. Der Gefangenwärter machte Schwierigkeiten mit der Einwendung, der Wein könne wohl vergiftet seyn. Wenn sie weiter keine Besorgniß haben, versetzte die heldenmüthige Tochter, so kann ich sie leicht beruhigen; schenkte sich sogleich ein volles Glas ein, und trank es aus. Man ließ sie nun zu ihrem Vater, der die ganze Flasche leerte, und

noch

noch des Abends starb. Die Tochter lebte nur noch bis an den folgenden Abend.

* * *

51) Ausserordentliche Geduld. Doktor Kaspar Koch litt unendlich an Steinschmerzen, Podagra und Hauptweh, aber mit solcher Geduld, daß sein Geist immer heiter blieb. Sic itur ad astra; dies ist der Weg zum Himmel, sagte er noch am Tage vor seinem Tode. Können die Kaufleute bey aller Mühe und Gefahr doch frölich seyn, wenn sie ihren Rückweg antreten, so will ich auch frölich seyn. Ich bin ja jetzt auf dem rechten Wege zum ewigen Vaterlande.

* * *

52) Von eben dem Inhalte: Als Dorothea Susanna, Herzogin zu Sachsen, auf ihrem Sterbebette zur Geduld ermahnet wurde, in Betracht, weil Gott den frömmsten Christen oft das schwerste Leiden auflege; so sagte sie: „Es ist ein eben Ding mit unsern Leiden; unser Heyland hat noch mehr leiden müssen. Wenn ihr, spricht er, alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: wir sind unnütze Knechte.

* * *

53) Sorgfalt einer edlen Frau im Tode für ihren Mann. — Als die Frau von Saldern, gebohrne von Tettow ihr Lebens Ende herannahen sah, that sie ihrem Gemahl, dem nachmaligen General-Lieutenant und Gouverneur von Magdeburg die gewiß sehr

seltne Eröfnung: daß sie für ihn ihre Nachfolgerinn gewählt habe, und sie um so viel vergnügter der schweren Trennungsstunde entgegen blickte, wenn sie wüßte, daß er sich mit ihrer Freundinn, der Hofdame und Tochter des Staatsministers von Vork vermählen würde, welches auch geschah. —

Vermählt mit ihm 1748, gestorben 1763.

* * *

54) Großmuth im Tode. — Frau de la Fauchais aus Bretagne wurde vor dem Revolutionstribunale zu Paris zum Tode verdammt 1793, weil sie dem Herrn Laroueris, einem Emigranten, 1200 Livres übermacht hatte. Bey der Unterredung mit ihrem Advokaten, dem bekannten und berühmten Tronçon dû Coudrai, wurde sie von letzterm gebeten, ihm nichts zu verheelen, und sie gestand ihm, die 1200 Livres wären nicht von ihr, sondern von einer Freundinn, die ihr das Geld zu dem Behufe zugestellet habe. — Ey, Madam, rief Tronçon voller Freude, so sind sie gerettet; Das Urtheil ist null! — Und sie wollten, unterbrach ihn die edle Frau mit sanfter und gelassener Stimme, sie wollten, daß ich meine Freundinn angeben sollte? Er, von der festen und gefühlvollen Antwort seiner Clientin überrascht, schwieg einen Augenblick, endlich sagte er: ich verlange nicht, daß sie ihre Freundinn angeben sollen, aber mir, der ich ihr Defensor bin, mir steht es frey, alle Mittel anzuwenden, um sie zu retten. — Ja, fiel ihm Frau de la Fauchais ins Wort, alle

Mittel, nur nicht mein Vertrauen zu mißbrauchen, und zu verrathen, was ich ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckt habe! Da Frau de la Fauchais also nicht zu bewegen war, ihre Freundinn zu compromittiren, so drang man in sie, sich für schwanger auszugeben, in der Hofnung, durch den gewonnenen Aufschub vielleicht Milderung ihres Schicksaals erzwingen zu können. Allein sie schlug auch dies aus. Ich — sagte sie? Mein Mann ist schon drey Monathe abwesend, und nie hat er mir Vorwürfe zu machen gehabt! — So starb sie auf dem Blutgerüste, ein Opfer seltner Großmuth und Tugend in einem Zeitalter der Selbstsucht, wie das unsrige!

* * *

55) Gleichgültigkeit beym Tode der Kinder. — Als der berühmte Philosoph Anaxagoras, den Tod seines Sohnes vernahm, sprach er: — „Diese Nachricht kömmt mir nicht unvermuthet, ich wußte längst, daß ich nichts unsterbliches zeugen würde!"

* * *

56) Eine Spartanerinn hatte fünf Söhne bey dem Heere, und erwartete Nachrichten aus der Schlacht. Ein Ilot langt an, — zitternd befragt sie ihn. — Deine fünf Söhne sind getödet! — Elender Sklav! habe ich dich darum gefragt? — Wir haben die Schlacht gewonnen! — Die Mutter eilt nach dem Tempel, und dankt den Göttern.

* * *

57) Man weiß nicht, wo man sterben kann: — Kayser Lotharius II ward zu Lutterloh zwischen Ultzen und Zell im Lüneburger Lande im Jahre 1075 in einem Bauerhauße gebohren, und starb 1137 auch in einem schlechten Bauerhauße im Dorfe Bredina zwischen Verona und Trient, in den Armen des Erzbischofs Konrads zu Magdeburg, seines Vetters.

* * *

58) Wunderbarer Tod. — Der berühmte lyrische Poet Pindar soll nach des Suidas Zeugniß auf seinen Wunsch, — die Götter möchten ihm geben, was das beste wäre, — sogleich auf dem Theater gestorben seyn.

* * *

59) Schrecklicher Tod. — Joseph der andere, König der Mauren in Granada, ein tapferer und weiser Mann, wurde durch ein prächtiges Kleid vergiftet, welches ihm der König von Fetz, sein geheimer Feind zum Geschenke gesendet hatte. Die Geschichtschreiber versichern, dieser Rock, der in einem schrecklichen Gifte getränkt gewesen sey, habe den unglücklichen Joseph unter den fürchterlichsten Quaalen seinen Geist aufgeben lassen. Sein Fleisch lösete sich von den Knochen ab, und diese Marter dauerte dreyßig Tage lang. Er starb endlich 1396.

* * *

60) Von eben dem Inhalte. — Der fromme Churfürst, Johann zu Sachsen ist ein ganzes halbes

Jahr vor seinem Ende krank gewesen; er hat endlich ganzer vier und zwanzig Stunden im Todeskampfe gelegen, daß er auch bisweilen geschrieen wie ein Löwe. — Er starb den 26 Aug. 1532 im 65 Lebens Jahre.

* * *

61) Ausserordentlicher Tod. — Der Groß Mogul, Mahomed Schach, hatte einen sehr getreuen Vezier an dem Kimir = ul = dien. Er schickte ihn einst nebst seinem Sohne Achmet Schach dem Abdalli entgegen, einem seiner Feinde. Der Vezier wurde in einem Scharmützel durch eine Kanonen Kugel erschossen, da er eben in seinem Zelte betete. Sein Tod verursachte dem Kayser eine so ausserordentliche Betrübniß, daß, nachdem er die Nacht mit Wehklagen zugebracht, er den folgenden Tag im Jahre 1748 auf dem Throne sitzend bey einem Anfall von Schmerzen seinen Geist aufgab.

* * *

62) Schneller Tod durch Leichtsinn, als eine Warnung. — Einst besuchte der berühmte Arzt zu Neapel, Lukas Antonius Porzio, einen seiner Schüler, der nach einer gefährlichen Krankheit anfieng, sich zu erholen. Die Freunde des jungen Menschen, welche bey ihm waren, hörten den Arzt kommen, und nahmen sich vor, ihm einen Streich zu spielen. Einer von ihnen urinirte in das Nachtgeschirr des Kranken. Porzio kömmt, untersucht die Zunge des

Kranken, fühlt den Puls, und nachdem er seine Beobachtung gemacht hatte, versicherte er den jungen Menschen, daß seine Genesung unfehlbar sey; in wenigen Tagen würde er ausgehen können. „Wollen sie nicht den Urin sehen?“ sagten die Freunde des Kranken. — Daran liegt nichts, wenn alle übrigen Anzeigen gut sind, antwortete Porzio; indeß, wollen sie es gern, so geben sie her! — Er sahe den Urin. Das ist erstaunend! rief er aus; das verstehe ich nicht; alle Anzeigen sind da, daß der Kranke ausser Gefahr ist, und dieser Urin ist wie von einem Menschen, der dem Tode ganz nahe ist. — — Der Doktor gieng; die jungen Leute trenneten sich. Der, welcher den Spaß gemacht hatte, kommt zu Hause; ihm wird übel, und er stirbt auf der Stelle.

VII.

VII.

Andere Denkwürdigkeiten

aus dem

Gebiete der Gräber.

VII.

Andere Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber.

1.

Das schwarze Loch.

Schrecklich ist der Tod unter solcher Gestalt. — Das schwarze Loch war ein Gefängniß in Calecuta in Indien, wo Missethäter hingebracht wurden. Hierher wurden die Engländer, die sich im Fort Williams ergeben hatten, auf Befehl des Nabobs gebracht. Sie waren noch nicht alle hinein, als das Loch schon so angefüllt war, daß die letztern nur mit Mühe hineingepreßt werden konnten. Die Wache schloß darauf die Thüre zu, und verwahrete sie mit Schlößern. Nun befanden sich 146 Personen in einem Raume, der nicht völlig zwanzig Fuß im Gevierte hatte, und nur mit zwey kleinen Gitter-Fenstern versehen war, die sehr wenig Licht und Luft zu verschaffen im Stande waren.

Es war jetzt die heiseste Jahres Zeit; diese Nacht überdem ungewöhnlich schwül, und der geringste Durchzug der Luft unmöglich. Der ausserordentli-

che Druck ihrer Körper an einander, und die ganz unerträgliche Hitze, die man empfand, sobald nur die Thüre geschlossen war, überzeugte die Gefangenen, daß es unmöglich sey, die Nacht in diesem schrecklichen Kerker zu durchleben. Es wurden die gewaltsamsten Versuche gemacht, die Thüren zu erbrechen; aber vergeblich, denn sie öfnete sich innwärts; worauf viele sich der tobendsten Wuth überließen. Holwell, der ehemalige Commendant, der an einem Fenster stand, ermahnete sie auf das ernstlichste, ihren Geist und Körper ruhig zu halten, da dies das einzige Mittel wäre, die Nacht zu überleben. Diese Vorstellungen erzeugten eine kurze Ruhe, während welcher Holwell sich an einen alten Indischen Officier wandte, der in seinen Gesichtszügen etwas menschenfreundliches hatte, und ihm den folgenden Morgen tausend Rupinen zu geben versprach, wenn man die Gefangenen in zwey Kammern absonderte. Der Indier gieng weg, um einen Versuch zu machen, kam aber bald wieder, und sagte, es wäre unmöglich. Holwell versprach ihm eine noch größere Summe, worauf er sich abermal wegbegab, allein mit dem Todes Urtheil zurückkam, daß nichts zu hoffen sey, weil der Nabob schliefe, und niemand es wagen dürfte, ihn zu wecken.

Mitlerweile hatte jede Minute die Leiden der Engländer vermehrt; die erste Wirkung dieses gepreßten Einsperrens war ein gewaltiger fortdauernder Schweiß, der einen unausstehlichen Durst erzeugte, verbunden mit schneidenden Schmerzen in der Brust,

und

und mit einem so schweren Athemholen, das die Gefahr zu ersticken sehr deutlich verkündigte.

Man versuchte mannigfaltige Mittel, um mehr Raum, und mehr Luft zu bekommen. Jedermann zog seine Kleider aus. Jeder Hut wurde in Bewegung gesetzt. Da aber diese Mittel nur geringe Hülfe verschaften, so schlug man vor, daß sich alle zugleich niedersetzen, und dann auf einmal wieder aufstehen sollten. Dieses elende Experiment wurde nach gegebenen Zeichen dreymal wiederholt, bevor sie noch eine Stunde eingesperrt gewesen waren; und jedesmal blieben einige auf dem Boden sitzen, die unfähig waren, in die Höhe zu kommen, und daher von ihren Unglücksgenossen zu Tode getrampelt wurden. Man machte neue Versuche, die Thüren zu erbrechen; da diese aber, wie die vorigen, fehlschlugen, so verdoppelte sich die Wuth der Leidenden. Der Durst, der immer heftiger wurde, war unausstehlich, und jedermann schrie oder brüllte vielmehr: Wasser! Wasser! — Der alte Indianer ließ sogleich einige Schläuche mit Wasser nach dem Fenster bringen. Diese Wohlthat war jedoch die Quelle eines noch größern Unglücks. Denn der Anblick des Wassers feuerte die Begierde nach dieser Erquickung bey jedem fast bis zur Raserey an, so daß unfähig, diesem heftigen Druck der Natur zu widerstehen, keiner erwarten konnte, bis die Reyhe an ihn kam, dieses große Bedürfniß zu stillen, sondern alle mit der äussersten Wildheit um sich herum schlugen, um es desto eher zu erlangen. Bey diesem Toben wur-

den viele von den andern zu Tode gedrückt, oder erstickten durch eigene Anstrengung.

Diese grausenvolle Scene, anstatt bey der Wache Mitleiden zu erwecken, diente vielmehr zu ihrem Zeitvertreibe. Die Unmenschen hielten Lichter an die Gitterfenster, um das satanische Vergnügen zu haben, die mit dem Tode kämpfenden Engländer, und ihre Convulsionen zu betrachten. In kurzer Zeit fielen viele in dem Hintertheil des Orts in eine Athemlosigkeit, und, was noch schrecklicher war, in eine Verwirrung. Das Rasen der Verrückten, die bangen Klagen, die laute Stimme der Angst und der Verzweiflung erfüllten den Kerker, das ihnen gebrachte Wasser gieng allen verlohren, da man sich so wüthend darum balgte. Dieser Umstand zwang sie endlich zu einer Art von Ruhe, und die hintersten waren zufrieden, daß die an dem Fenster stehenden ihnen in ihren Hüten das Wasser zureichten. Es diente aber nicht mehr als Mittel, ihren Durst zu stillen, oder ihre Leiden zu mildern; denn das Fieber, mit dem ein jeder befallen war, vermehrte sich von einem Augenblicke zum andern mit der zunehmenden faulen Luft, die man einsaugen mußte, und die durch die stinkenken Ausflüsse so vieler in Verwesung gehenden Körper endlich pestilenzialisch wurde. Um Mitternacht waren alle, die noch lebten, und nicht die äussere Luft an den Fenstern genossen hatten, entweder in einer starren Betäubung, oder sie waren von Sinnen gekommen, und raseten

wüthend. Man stieß alle nur ersinnliche Schmähreden und Verwünschungen gegen die Wache aus, in der Hofnung sie zum Zorn zu reitzen, und dahin zu vermögen, Feuer auf sie zu geben, und dadurch ihre Martern zu enden. Einige lästerten ihren Schöpfer in dieser Qualvollen Verzweiflung, während daß andere den Himmel durch viele Gebete bestürmten, bis die schwächsten erschöpft, einer nach dem andern hinfielen, und auf den Körpern ihrer toden oder sterbenden Freunde ihren Geist aufgaben. Allenthalben hörte man das Röcheln der Sterbenden. Diejenigen, die noch in dem Hintertheile des Kerkers lebten, und durch das Wasser wenig Erleichterung bekommen hatten, machten einen neuen Versuch, um nach Luft zu schnappen; sie bestiegen die Schultern und Köpfe ihrer Nachbaren, und wälzten sich über sie weg nach dem Fenster zu, wo selbst die äusserſten Kräfte eines jeden zwey Stunden lang angewendet wurden, entweder seinen Posten zu behaupten, oder den Raum von andern zu erkämpfen. Alles Gefühl von Mitleiden, Zuneigung und Freundschaft war gänzlich in diesem gräßlichen Zustande verlohren. Ohnmachten verschaften bisweilen kurze Pausen von Ruhe; sobald sich aber wiederum einer rührte, so war es wie ein elektrischer Funke, der durch alle flog, und den Kampf erneuerte, wobey aber immer einige sanken, und wieder aufstanden.

Man hatte so lange noch einige Achtung für Holwell, als das Oberhaupt dieser Unglücklichen, be-

 halten.

halten. Nunmehr aber hörte aller Unterschied der Personen auf. Die ganze Gesellschaft drang nicht nur auf ihn zu, sondern sie ergriffen über seinem Haupte die Fensterstangen, arbeiteten sich auf seine Schultern, und drückten ihn durch ihre überwiegende Last so sehr, daß er sich gar nicht bewegen, und gleichwohl auf diesem Platze nicht länger bleiben konnte. Er rief daher die auf seinem Kopfe und auf seinen Schultern standen, um die Barmherzigkeit an, ihn frey zu lassen, damit er von den Fenstern sich entfernen, und ruhiger sterben könne. Seine entferntern Mitgenossen forderten keine Beweggründe, ihm behülflich zu seyn, einen Platz zu verlassen, den jeder zu erobern suchte. Die nächsten Reyhen öfneten sich so weit, daß Holwell mit großer Mühe endlich in den Mittelpunkt des Gefängnisses gelangen konnte. Der dritte Theil der Gesellschaft war nunmehr tod, und die noch lebenden drangen so sehr nach den Fenstern, daß Holwell ein wenig mehr Raum fand. Aber die Luft war so faul und stinkend, daß ihm das Athemholen plötzlich schwer und schmerzhaft wurde.

Er drang darum über die Haufen der toden Körper, und lehnte sich dem zweiten Fenster gegenüber an einen dieser Haufen, mit dem Entschluß, hier sein Ende zu erwarten. Aber nach ohngefähr zehen Minuten überfiel ihn ein solcher Schmerz auf der Brust, und ein solches Herzklopfen, daß er nochmals genöthiget war, an die frische Luft sich durch-

zuzwin

zuzwingen. Es waren nunmehr fünf Reyhen zwischen ihm und dem Fenster. Die Verzweiflung half ihm durch eine. In wenig Minuten verließ ihn sein Herzgespann; allein er fühlte nunmehro einen Durst, der unaussprechlich war, und schrie lächzend nach Wasser. Dieses Wasser aber vermehrte seinen Durst, darum wollte er nicht mehr trinken, und fieng an den Schweiß aus seinem Hemde zu saugen, das ihm einige Erleichterung brachte. Ein junger nackend neben ihm stehender Engländer ergrif den Ermel von Holwells Hemde, und beraubte ihn für einige Zeit dieses ihm in seiner Noth so wichtigen Hülfsmittels.

Noch war es nicht zwölf Uhr. Die wenigen noch lebenden befanden sich, die an den Fenstern stunden, ausgenommen, nunmehr in der äussersten Raserey. Alle schrieen Luft, weil das Wasser, welches ihnen die Wache, eine teuflische Kurzweil zu treiben, gereicht hatte, nicht mehr half. Jede nur erdenkliche Beschimpfung ward der Wache angethan, damit sie hineinfeure; aber alles umsonst. Bald darauf hörte mit einemmal aller Lärm auf. Die meisten noch Lebenden legten sich aller Kräfte beraubt nieder, und gaben geruhig, über die Toden ausgestreckt, ihren Geist auf. Indeß suchten wieder andere Holwell zu verdrängen. Ein plumper Unterofficier, ein Holländer, stieg auf die eine seiner Schultern, ein schwarzer Soldat auf die andere. In dieser Stellung blieb er von halb zwölf bis zwey Uhr. Endlich sank mit seinen Kräften seine Vernunft; länger konnte er in dieser Stellung

 nicht

nicht bleiben, tiefer in das Gefängniß durfte er sich nicht wagen. Er zog deshalb ein Messer aus der Tasche, um sich das Leben zu nehmen; doch er that es nicht, und entschloß sich dagegen, das Fenster zu verlassen, darum bot er seinen Platz, wo er nicht mehr zu bleiben vermochte, einem Englischen Seeofficier an, der mit seiner Gattin, einer jungen Dame, welche mit ihm zu sterben, freywillig in die schwarze Höle gegangen war, in der nächsten Reyhe stund. Der Officier nahm diesen Platz mit unendlichem Dank ein, aber sogleich von dem plumpen Holländer verdrungen, zog er sich mit Holwell zurück, legte sich nieder, und starb. Holwell verlohr bald darauf alle Empfindung.

Um zwey Uhr des Morgens waren nur noch funfzig Lebende übrig, allein selbst diese Anzahl war noch viel zu groß, um die wohlthätige Luft in der Nähe von den Fenstern einzusaugen, daher der Kampf um Luft und Leben bis Anbruch des so sehr gewünschten Tages fortdauerte, der nebst der Hofnung zur Rettung den wenigen überlebenden das Bild des Todes in seiner scheußlichsten Gestalt zeigte. Es war nun Tag, allein alles Bitten und Flehen konnte die Indier noch nicht vermögen, die Thüre des Kerkers zu öfnen. Coock, der Secretair der Präsidentenschaft, befand sich am Fenster, und wandte vergebens seine ganze Beredsamkeit zu diesem Entzweck an. Er glaubte, daß Holwell, wenn er noch lebte, vielleicht mehr ausrichten würde. Dieser Gedanke

danke veranlaßte zwey von der Gesellschaft ihn aufzusuchen; sie fanden ihn auch, und zwar mit noch einigen Zeichen des Lebens. Als sie ihn aber zum Fenster trugen, schlug es ein jeder ab, ihm seinen Platz einzuräumen, ausser der Kapitain Molls, der in dieser kritischen Lage so großmüthig war, ihm den seinigen abzutreten. Dieses würkte auf die übrigen, daß man ihm Raum machte. Er fing aber an, zu Sinnen zu kommen, als ein Abgeschickter des Nabobs anlangte, um zu fragen, ob der Englische Gouverneur noch lebte. Bald darauf wurde der Kerker geöfnet. Die toden Körper lagen so dick auf einander, und die Ueberlebenden hatten so wenig Stärke, daß sie fast eine halbe Stunde gebrauchten, um die an der Thüre liegenden Leichname ihrer Freunde weg zu schleppen, um sich herausarbeiten zu können. Von 146, die in dieses Mordloch hereingiengen, kamen nicht mehr als drey und zwanzig lebendig heraus, und die waren Gespenstern ähnlich. Die Soldaten sahen sowohl diese Gespenster, als die hingestreckten Leichname, die durch einen Beyspiellosen Muthwillen aufgeopfert waren, mit Gleichgültigkeit an. Die unerträglich stinkende Luft, die aus dem Kerker dampfte, nöthigte sie jedoch bald sich zurück zuziehn. Man leerte endlich dieses so genannte schwarze Loch aus, und warf sämmtliche Leichname in eine ausserhalb dem Fort gemachte Grube.

Holwell, der nicht fähig war, aufzustehn, wurde zum Nabob getragen, der nicht das geringste Mit-

leiden mit seinem Zustande zeigte, sondern nur blos nach den Schätzen frug, welche die Engländer seiner Meynung nach vergraben hätten. Er drohete ihm mit fernern Martern, und befahl, ihn genau zu verwahren. Man legte ihm darauf Ketten an. Ein gleiches Schicksaal hatten auch zwey andere vornehme Engländer, Court, und Waliot. Ein Englisches Frauenzimmer, die Wittwe eines Officiers, den sie aus zärtlicher Liebe nicht einen Augenblick hatte verlassen wollen, hatte mit ihm im schwarzen Loche den Todeskampf gekämpft, hatte ihren geliebten Gatten in der Raserey sterben gesehen, und hatte zu jedermanns Erstaunen, ohngeachtet ihres zarten Körpers, das Trauerspiel überlebt.

Sie war die einzige ihres Geschlechts, die dabey gegenwärtig war, und wurde nun wegen ihrer Schönheit für das Serail des Feldherrn Meerjaffier bestimmt. Die andern, die das Leben aus dem schwarzen Loche mit heraus gebracht hatten, wurden frey gelassen.

2.

Der Todengräber. Eine wunderbare Naturerscheinung.

Die Natur hat auch für die Beerdigung der Maulwürfe, und anderer gestorbenen Thiere gesorgt. Sie verschwinden oft in einer Nacht, kommen unter die Oberfläche der Erde, und man wußte sehr lange nicht, wie das zugehen möchte. Genaue Beobachtungen

tungen haben uns endlich mit der Fürsorge der Natur bekannt gemacht. Eine Menge von den so genannten Todengräbern, — Sylva Vespillo, eine Art Käfer, versammlet sich da, wo sie ein Aas finden. Sie haben so viel Kräfte nicht, den toden Körper aufzuheben, und an den beliebigen Ort hinzubringen; aber sie wissen sich zu helfen. Sie kriechen unter die Leiche, und arbeiten so lange, bis sie die Erde, auf welcher der Maulwurf liegt, weggekratzt, und auf die Seite geschaft haben. Nun fällt er nothwendig von selbst in die Grube hinab. Sie bedecken alsdenn den Raub mit Erde, legen ihre Eyer hinein, fressen ihn in Gesellschaft ihrer Jungen, wohnen darinnen wie in einem Neste, und befreyen auf diese Art die Erde von einer unnützen Last.

3.

Der Begräbnißplatz.

In Schottland hatte Mr. Roß, ein Königlicher Beamter von Ansehen, an dem Ort, wo einst zwey Liebende durch einen Zufall getödet wurden, eine Myrthenlaube angelegt, die er zu seinem Begräbnißplatze bestimmte, und wo sein Leichnam auch im März 1789 beygesetzet wurde.

Zum Andenken des vorgedachten Unfalls siehet man hier einen Stein mit folgender schönen Innschrift:

„Unter diesem Stein ruhen zwey Liebende, die in „der Blüthe ihres Lebens, und mitten im Genuß

wech-

„wechselseitiger Zärtlichkeit aus der Welt gerissen „wurden. Leser! enthalte dich deiner Thränen, „denn die Glückseeligkeit wird ja nicht nach der „Zahl von Jahren abgemessen. Das Schicksaal „fand es ausser seiner Macht, ihre Entzückungen „zu vermehren, daher beschloß es, daß sie we„nigstens nicht verringert werden sollten! —"

4.

Mahomets letzte Lebensstunden.

Mahomets letzte Augenblicke beweisen, daß er keinesweges eine grausame Seele hatte. Den Tag vor seinem Tode stand er von seinem Lager auf, begab sich, auf Alis Arme gestützt, in die Moschee und hielt diese Anrede:

„Muselmänner! bald werde ich sterben, nun darf mich keiner mehr fürchten. Hab' ich einen von euch geschlagen, — hier ist mein Rücken, er schlage mich wieder. — Habe ich einem sein Gut geraubt, — hier ist mein Beutel, er mache sich bezahlt. — Habe ich einen gedemüthiget, er demüthige mich jetzt. Ich überliefere mich in die Arme eurer Gerechtigkeit!—"

Das Volk brach in lautes Schluchzen aus. Ein einziger Mensch verlangte von ihm drey Drachmen. Mahomet zahlte sie, und wollte die Zinsen hinzu fügen. Darauf nahm er einen zärtlichen Abschied von den Einwohnern Medinas, die ihn so muthig vertheis

theidigt hatten. Er schenkte seinen Sklaven die Freyheit, und ordnete sein Leichenbegängniß an; und ob er gleich bis ans Ende dem Charakter eines Propheten treu blieb, indem er selbst noch in der Todesstunde sagte: daß er sich mit dem Engel Gabriel unterhielte; so zeigte er sich nichts desto weniger gut und zärtlich gegen seine Tochter Fatime, gegen seine geliebte Gemahlin Airzha, gegen Ali und Omar, seine Schüler und Freunde. Schmerz und Trauer verbreitete sich durch ganz Arabien, das Volk brach in lautes Wehklagen aus, und wälzte sich im Staube. Fatime starb an Verzweifluug. Das Gift, welches dem Leben des Propheten ein Ende machte, war ihm schon einige Jahre vorher von einer Jüdin, mit Nahmen Zainab, beygebracht worden, deren Bruder durch Alis Hand gefallen war. Diese rachsüchtige Frau vergiftete ein gebratenes Lamm, welches sie dem Mahomet auftrug. Kaum hatte der Prophet einen Bissen davon in den Mund genommen, so spie er ihn wieder aus, und rief: das Lamm sey vergiftet. Aber selbst diese Schnelligkeit, und die nachher angewendeten Hülfsmittel konnten die Wirksamkeit dieses heftigen Giftes nicht hemmen. Er litt daran, so lang er noch lebte, und starb vier Jahre darauf in einem Alter von 63 Jahren.

5.

Eine rührende Grabschrift.

Auf dem Londonschen Juden-Kirchhofe zu Mileend befinden sich eine Menge Grabschriften, nicht

blos in Hebräischer, sondern auch fast in allen Europäischen Sprachen. Vorzüglich merkwürdig ist darunter eine Englische über dem Grabe eines jungen Frauenzimmers, Nahmens Ximenes, die in ihrem sechzehnten Jahre in den Wochen starb. Eine Rose, — neben einer noch stehenden Knospe, — wird so eben abgebrochen. Darunter stehn die Worte: Oh! spare the Bud. — O schone der Knospe! Freylich, wenn man bedenkt, daß Rosenknospen nicht die Kinder der aufgeblühten, sondern blos ihre jüngeren Schwestern sind, so verliert der Gedanke etwas. Allein das schadet hier nicht; denn gewiß hat das Herz jedes gefühlvollen Menschen die ganze Rührung schon empfangen, ehe so viel Ueberlegung erwacht, und selbst durch das Erwachen verliehrt blos der Verfasser. Der Gegenstand selbst zieht das hier beabsichtete herzliche Mitleid voll, und ohne den kleinsten Abzug.

6.

Schreckliches Todenbette.

Zu Angers kam am 15 Dezember 1793 ein junger Mensch aus einem unterirdischen Gefängnisse heraus, er rang mit dem Tode, strauchelte, und fiel. — Die Gefangenwärter hoben ihn auf, schlepten ihn bey den Füssen fort, und warfen ihn auf einen Haufen von Leichnamen; Menschen, die man in ihren Gefängnissen tod gefunden, in ein Tuch eingewickelt, und unten an der Treppe hingeschlept hatte.

te. Umsonst bemüheten sich die Umstehenden, nur einen Funken vom Gefühl der Menschheit diesen Krankenwärtern einzuflößen. Sie schlugen es gerade ab, diesen unglücklich sterbenden Kranken in ein Zimmer zu bringen. Nach Verlauf einer Stunde endigte er seinen Todeskampf auf diesem Bette von Leichnamen.

7.

Der Tod und das Schachbret.

Mahomed, der König von Granada, ums Jahr 1408 schickte kurz vor seinem Tode, da er ganz schwach auf seinem Krankenbette lag, einen seiner Vertrautesten unter seinen Officieren in das Gefängniß, wo er seinen Bruder Joseph hatte hinsetzen lassen, mit dem Befehl, ihn zu töden, damit er seinem Sohn das Reich nach seinem Tode sichern möchte. Der Officier fand ihn gerade mit einem Iman beym Schachbrete im Spiele. Mit Schmerz kündigte er ihm den traurigen Zweck seiner Sendung an. Ohne die mindeste Bestürzung bittet ihn Joseph, ihm so viel Zeit zu lassen, daß er sein Spiel beendigen könne, und der Officier wagte es nicht, dem Unglücklichen diese kleine Gefälligkeit zu versagen. Indeß der Prinz sein Schach fortsetzt, kommt ein zweyter Bote, mit der Nachricht, Mahomed sey tod, und Joseph wurde unter dem Nahmen Joseph der dritte zum Könige ausgeruffen im Jahre 1408. So hängt unser Leben von kleinen Umstanden ab, die der oberste

ste Regierer nur allein zu ordnen weiß, und unverhoft eintreten läßt.

8.

Schrecken des Todes.

Drey Papiermacher von Pizzonidi Soriane in Kalabrien, ihre Nahmen sind Vicenzo Greco, Michaele Roviti, und Paolo Felia, giengen nicht weit am Tage des großen Erdbebens in Kalabrien, 1793 von einander auf einer Pläne, als auf einmal die Erde in ihrer Grundfeste erbebte. Greco und Felia flohen, und waren so glücklich, dem Tode zu entrinnen. Roviti, der seine Flinte, mit der er bewafnet war, nicht gleich im Stiche lassen wollte, konnte nicht so schnell fliehen. Ein großer Erdschlund öfnete sich zu seinen Füssen, und er stürzte in denselben hinab. Ein anderer Stoß aus dem Innern der Erde warf ihn wieder in die Höhe, und schleuderte ihn tief in einen sumpfigten Boden. Noch verließ ihn seine Kraft nicht. Er war ein junger starker Mann; die noch immer fort sich bewegende Erde warf ihn hin und her in den Sumpf, und er kämpfte lange vergebens, um sich heraus zu reissen. Endlich erwartete ihn ein neues Erbeben der Erde, und warf ihn halb tod an den Rand eines neugeöfneten Erdschlundes. So entkam er glücklich, konnte aber von seinem Hut und seiner Jacke, die er über seine Schultern gehenkt hatte, nie eine Spur wieder finden. Hingegen seine Flinte fand er nach acht Tagen

gen am Ufer des Caridi Flusses, der sein Bette gänzlich verändert hatte, wieder.

9.

Ein König bey den Gräbern seiner Vorfahren.

Karl der andere, König von Spanien, hatte sein Reich fast immer vom Krankenlager regieret. Eben so schwach am Geist, als am Körper ließ er sich bald durch die gegen einander streitenden Intriguen Oesterreichs und Frankreichs, bald durch seine Gemahlin zu mehreren ganz verschiedenen Testamenten verleiten. Endlich gewann der Marquis von Harcourt, Franz. Ambassadeur in Madrid durch seine Klugheit, und durch die Kunst zu gefallen, das Herz des Königs und aller Großen in Spanien. Der König, nicht weit entfernt vom Grabe, wollte, um sich die so nahen Schrecken des Todes zu erleichtern, mit demselben vorher vertraut werden. Er ließ zu dem Ende im Escurial die Königliche Gruft, und in derselben die Särge seiner Eltern öfnen. Seine Seele war ganz bey den Toden. In dieser feyerlichen Stunde reichte er, ohne seinen Blick von den Särgen zu wenden, als wenn ihm das Irrdische von nun an gleichgültig sey, sein letztes Testament zum Besten Frankreichs, und besonders des Prinzen d'Anjou dem Ritter Harcourt hin.

10.

Schreckens Scenen.

Der Erzbischoff von Arles, Dülau, war ein ehrwürdiger Greiß, der sich durch ächte Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Bescheidenheit auszeichnete. Er war dabey sehr kränklich, und körperlich leidend. Zehen Mörder näherten sich der Capelle, den 10 August 1792, wo er mit mehrerern Geistlichen sich aufhielt, und riefen: „Wo ist der Erz-Bischoff von Arles?" Ein Abbé hatte die heroische Aufopferung, um vielleicht den würdigen Alten zu retten, sich für ihn auszugeben, allein einer der Bösewichter erkannte den Prälaten. Bist du nicht der Erzbischoff von Arles? — Ja, meine Herren, ich bins! — Nichtswürdiger, du hast das Blut der Patrioten zu Arles vergossen! — Meine Herren, ich habe niemals Blut vergießen lassen, und keinem Menschen auf der Welt in meinem Leben je etwas zu Leide gethan! — Mit Endigung dieser Worte gab ihm der Verruchte einen Säbelhieb, aber die Stirne — des Erzbischoffs empfieng ihn unbeweglich. Ein zweyter Hieb traf das untere Gesicht. Das Krampfige des Schmerzes und das herabfließende Blut machten jetzt den Prälaten selbst seinen Gefährten unkenntlich. Beym dritten Hiebe sank er, auf die linke Hand sich stützend, zu Boden, doch ohne einen Laut der Klage oder des Murrens von sich zu geben. Indem er so lag, stieß ihm ein dritter eine Pique mit solcher Heftigkeit in die Brust, daß das Eisen stecken blieb. Er sprang

hier-

hierauf auf den zuckenden Körper, trat ihn mit Füßen, nahm dem Toden die Uhr, und zeigte sie seinen Kameraden als eine Trophäe.

* * *

Der Hauptmann von der Schweitzer-Garde, Herr von Röding, war am 10 August 1792 verwundet in die Abtey gebracht worden; als daher seine Henker beym Abholen zur Schachtbank fanden, daß seine Wunde ihn am Gehen hindere, hockten sie ihn auf die Schultern. Der Schmerz preßte ihm ein durchdringendes Jammergeschrey aus. Ein dritter Bandit, dem das lästig war, setzte ihm seinen Säbel an die Kehle, und fitschelte sie ihm so während des Tragens langsam durch. Er begann mit dieser Operation schon in Gegenwart der übrigen Gefangenen, und kaum waren sie mit Röding bis auf die ersten Stuffen der Treppe gekommen, so hörten letztere ihn nicht mehr schreyen, denn er war tod.

* * *

Rabaud de St. Etienne, Amtsgehülfe seines Vaters, des Reformirten Predigers zu Nismes, wurde den 5 Dezember 1793 mit seinem Bruder durch die Guillotine hingerichtet. Seine schwangere Frau sprang in der Verzweiflung in einen Brunnen, mit ihren zarten Kindern, und ersäufte sich. Der jüngere Bruder stürzte sich zu Nismes aus dem Fenster des väterlichen Hauses, und brach den Hals, als man ihn arretiren wollte, und der alte Greis

von Vater starb im Wahnsinne vor Kummer über dieses Strafgericht. — Welch Schicksaal einer ganzen gutmüthigen Familie! —

* * *

Putjatschev, jener berüchtigte Rebelle in Rußland, verfuhr mit dem Commendanten der Festung Nischnaja, dem Major Charlow und dessen Gemahlin, sehr grausam. Der Major war nur erst seit kurzem mit ihr verbunden, und sie sehr jung und schön. Als die Festung eingenommen war, ward der Commendant schwer verwundet auf dem Bette zu Putjatschev gebracht; seine Gemahlin begleitete ihn voller Verzweiflung, und flehete um das Leben ihres Gemahls. — Er soll vor deinen Augen gehenkt werden! war die Antwort des Barbaren. Sie weinte, warf sich ihm verzweiflungsvoll vor die Füsse, und flehte ihn um Mitleid. Sie mußte aber ihren Gemahl aufknüpfen sehen, und kaum war die Grausamkeit geschehen, so wurde sie von den umstehenden Cosaken gezwungen, mit Gewalt sich dem Wüterich zu ergeben. Sie war unglücklich genug, ihm zu gefallen, daher er sie zur Stillung seiner Begierden zwey Monate mit sich herumführte, und sie hierauf den Cosaken Preis gab, die sie endlich auf öffentlicher Straße mit Messern auf das grausamste zerfleischten, und sie mit ihrem mitgenommenen siebenjährigen Bruder ermordeten.

11.

Ein kranker König und seine Schildwache.

Im Anfange des Aprils 1786, als der größe König, Friedrich II von Preussen, schon sehr schwach war, und noch auf dem Schlosse zu Potsdam wohnte, ließ er sich an einem schönen Tage gegen Mittag auf die sogenannte grüne Treppe tragen, wo er sich in dem warmen Sonnenlichte erquickte. Er hatte schon eine ziemliche Zeit gesessen, als er erst bemerkte, daß die beyden Grenadiere, welche die Wache hatten, und Schildwache standen, immer noch das Gewehr scharf beym Fuß hatten. Er winkte einen derselben zu sich heran, und sagte mit gütigem Tone: „Gehet ihr immer nur auf und nieder, ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier sitzen kann.“

12.

Der stolze Cardinal und sein Arzt.

Der stolze Cardinal Du Bois ließ in einer gefährlichen Krankheit den ersten Wundarzt des großen Hospitals zu Paris, Herrn Boudou zu sich ruffen. Wie er in die Stube tritt, sagt der Cardinal zu ihm: „Ich hoffe, mein Herr, sie werden mich nicht, wie ihr Gesindel im Hospitale behandeln. — Monseigneur, antwortete Boudou, alles dieses Gesindel sind Eminenzen für mich.

13.

Freund Heins Warnungen.

Jeremias Y** war ein reicher Mann. Aber sein Reichthum war auch die einzige Freude seines Herzens. Er schien ganz allein für seinen Geldkasten zu leben; denn er that nichts, was ihm nicht einen neuen Zuwachs seines Geldkastens versprach. Seine Seele hatte sich gleichsam so ganz versilbert, daß nur Silberklang ihre Saiten zu rühren vermochte.

Und der Thor! Er sahe sein Ende nicht! In einem Jahre sollte er seinen gesammleten Geldklumpen verlassen, und nackt und blos Abschied nehmen von der Welt.

Vater Hein dachte: ich will ihn warnen, damit er weiser werde, — und Jeremias Y** verlahmte. Er konnte nimmer sammlen und sparen, nimmer spioniren: Er mußte daheim sitzen in tödender Einsamkeit, und sahe die gesammleten Schätze sich nimmer thürmen. — Aber, ward er deßhalb wohl weiser? — Jetzt stellte er den Kasten vor sein Bette, nahm die Geldrollen vor, beliebäugelte jede Münze mit besonderer Selbstgefälligkeit, und zählte vom erwachenden Morgen bis in die sinkende Nacht. Er vergaß bald seines Elendes im holdseeligen Anlächeln seiner schimmernden Münzen; dachte zwar nicht mehr, sie zu vermehren, aber er kargte mit dem, was er hatte, und wurde nicht weiser.

Vater Hein dachte wiederum, ich will ihn nochmals warnen, damit er weiser werde; und Jeremias

mias Y** erblindete. Da war wieder Jammer und große Klage. Nicht einmal mehr schauen sollte er den Abgott seines Herzens, dessen Anblick ihn in seinem Elende so erquickt hatte. Was konnte er nun thun? Noch immer Trost genug für den schmachtenden Liebhaber, wenn er sich auch nicht sonnen kann im Antlitz seiner Geliebten, wenn er nur hört den Silberton ihrer Stimme!

Jeremias setzte sich ganz nahe an den Kasten, wühlte darinn mit beyden Händen! Welche himmlische Musik, wie er lauschte, und den Silberklang in sich zog! Nichts auf der Welt hätte ihn das Elend seiner erlahmten Füsse und seiner blinden Augen so ganz vergessen machen können. Aber noch hatte er keinen andern Gedanken, als sein Gold und Silber. Noch ward er nicht weiser.

Hein dachte weiter. Ich will ihn zum drittenmale warnen, daß er weiser werde. — Und Jeremias Y** wurde taub. Sollte denn dem Armen gar kein Trost und keine Freude mehr übrig bleiben auf der Welt? Der süße, liebliche Klang war verschwunden, und Jeremias hätte weinen mögen in der ewigen Toden Nacht seiner Leiden, wenn er gekonnt hätte. Aber da war seit vielen langen Jahren keine Thräne in sein Auge gestiegen, denn Geldgierde hatte sein Herz verhärtet.

Indeß bald tröstete er sich wieder! Noch immer Trost für den schmachtenden Liebhaber, wenn er nicht schaut das Antlitz seiner Geliebten, nicht hören kann den Zauberklang ihrer Stimme, aber noch be-

 rüh-

rühren kann den Saum ihres Kleides, noch merken kann, daß er in ihrer Nähe ist. Bald ward es Herrn Jeremias Herzenslust, blos in seinen vollen Koffre zu greifen, bey jedem Griffe die Hand voll zu nehmen, und dann so zu wiegen, oder auch die schöne Rundung einzelner Münzen zu befühlen.

Der Thor wühlte und spielte noch täglich mit seinem Gelde. Weisheit kam nicht vor seinem Ende!—

Hein erschien ihm; laß deinen Kasten, den Schweiß deiner Tage, die Sorge deiner Nächte, die Freude deines Lebens, und leg dich ins Grab.

Jeremias Y** bebte. Herr! ich wußte nicht, daß du so bald kommen würdest. Ich will deine Warnung annehmen, und mich erst zum Tode bereiten. Verschone meiner noch wenige Jahre!

Thor, erwiederte Vater Hein, schon längst hab' ich dich gewarnet. Du verschmähetest meine Warnungen, die Schuld ist dein.

Der Wucherer starb, und wurde begraben. Lachende Erben theilten sich in seine Verlassenschaft.

14.

Sonderbares Testament des berühmten Peter Pithou.

Peter Pithou, einer der größten Rechtsgelehrten, die Frankreich je hervorgebracht hat, war ein Edelmann aus der Provinz Champagne, und wurde 1539 gebohren. Er studirte unter dem berühmten Cujaz, und schwang sich durch seine Verdienste

zu

zu dem Posten eines Generalprocurators; auch hatte er großen Antheil an der Stillung der bürgerlichen Kriege und der Aufnahme Heinrich des vierten zu Paris. Ihm hat Frankreich die erste Bekanntschaft vieler alten claßischen Schriftsteller zu verdanken. Unter seine juristischen Schriften gehören: Die alten Gesetze der Visigothen; Vergleich der Römischen Gesetze mit den Gesetzen Mosis, und sein Buch über das Salische Gesetz. Das vorzüglichste und nützlichste aber aller seiner Schriften ist das Werk über die Freyheiten der Gallicanischen Kirche. Er war in seinem ganzen Leben ein Muster geprüfter Rechtschaffenheit und starb 1596. Seine Nachkommen bekleiden noch heutzutage die vornehmsten Magistrats Würden in Frankreich. Auch war der berühmte Generalkontrolleur Turgot ein Abkömmling von ihm. Die Redlichkeit des Pithou zeigt sich am besten in seinem sonderbaren Testamente, das er 10 Jahre vor seinem Tode aufsetzte. Bey einem andern würde dasselbe eine eitle und übertriebene Lobrede heißen; bey ihm war es nur ein Zeugniß seiner Gesinnungen, dem sein Betragen auch nie widersprochen hat. Das Original dieses Testaments ist in lateinischer Sprache geschrieben, und lautet folgendermaaßen:

Art. 1. In dem unglücklichsten und durch zügellose Sitten aller verdorbensten Jahrhunderte bin ich so sehr, als es mir nur immer möglich war, gerecht, rechtschaffen und getreu gewesen.

Art. 2. Ich habe beständig meine Frau mit Zärtlichkeit geliebt, und keine Schwachheit für meine Kinder gehabt; auch nie die Menschlichkeit gegen meine Bedienten aus den Augen gesetzt.

Art. 3. Ich war aufrichtig in meiner Freundschaft, aufmerksam auf meine Freunde, und zog allemal die Hofnung, meine Feinde durch meine Wohlthaten oder durch Verachtung der Beleidigungen zu überwinden, der Rache vor.

Art. 4. Ich habe das Laster selbst bey denenjenigen, die mir am theuersten waren, verabscheut, und die Tugend allenthalben geliebt, wo ich sie gefunden habe, selbst bey meinen Feinden.

Art. 5. Ich habe alles gethan, was ein vernünftiger Mann thun muß, sein Vermögen zu erhalten, allein mich wenig bekümmert, es zu vermehren.

Art. 6. Ich habe nie einem andern gethan, was ich nicht wollte, daß mir selbst geschähe.

Art. 7. Ich habe alle Gnadenbezeugungen verachtet, die ungerecht, schwer zu verlangen, oder erkauft werden müssen.

Art. 8. Als ein Feind des Lasters und der Niederträchtigkeit habe ich sie immer verabscheut, besonders aber bey den Dienern der Religion und bey den Dienern der Gerechtigkeit.

Art. 9. Ich habe jederzeit das Alter geehrt, sowohl in meiner Kindheit und meiner besten Jugend, als auch in reifern Jahren.

Art. 10. Ich habe immer mein Vaterland zärtlich geliebt.

Art. 11

Art. 11. Aus Neigung habe ich die Arbeit den hohen Würden der Magistratur vorgezogen; ich wollte lieber Menschen aufklären, als sie beherrschen.

Art. 12. Selbst in meinem Privatleben habe ich mich mit dem öffentlichen Wohle beschäftigt; dieses war beständig mein Augenmerk, daher ich auch niemals mein Privatinteresse davon getrennet habe.

Art. 13. Mein heißer Wunsch war jederzeit, die Wunden des Staats glücklich geheilt zu sehen; allein blos durch die sanftesten und einfachsten Mittel, ohne Umstürzung und Unruhen.

Art. 14. Der Friede war in meinen Augen allemal dem Kriege vorzuziehen, selbst auch alsdann, wenn man nicht anders als durch Härte, und sehr unangenehme Bedingungen den Frieden erlangen konnte.

Art. 15. Ich habe mit dem lebhaftesten Schmerz gesehen, daß die geheiligten Nahmen der Religion und der Frömmigkeit dem Geitze, Ehrgeitze und der Gottlosigkeit haben zu Larven dienen müssen.

Art. 16. Ich habe das Alterthum zu sehr untersucht, bewundert und studirt, um durch neue Dinge betrogen zu werden.

Art. 17. Alle diejenigen Untersuchungen, die sich auf Gott beziehen, habe ich, sobald sie zu spitzfündig waren, für eitel und gefährlich gehalten.

Art. 18. Ich habe mit großem Vergnügen aus eigener Erfahrung gelernt, daß man durch Rechtschaffenheit und Freymüthigkeit leichter und glücklicher zu seinem Zwecke gelange, als durch Kunstgriffe, Ränke und Betrügereyen.

Art. 19. Ich habe die Kunst, wohl zu denken, der Kunst, wohl zu reden, vorgezogen.

Art. 20. Ohne Ehrgeitz, ohne Geldgeitz, über den Neid erhaben, verbunden durch Freundschaft mit Personen, die durch ihre Verdienste und Tugenden sich am meisten ausgezeichnet hatten, und bey einem ansehnlichen Vermögen würde ich haben ruhig und müßig leben können, wenn ich mich so wenig um das öffentliche Wohl, als um mein eignes bekümmert hätte.

Art. 21. Allein ich habe diejenigen Tage für die schönsten meines Lebens gehalten, die ich für den Staat und meine Freunde habe anwenden können.

Art. 22. Ich habe mit mehr Muth die gegenwärtigen Uebel ertragen, als Furcht vor diejenigen, die ich vorher gesehen habe; und eine unangenehme aber bestimmte Lage habe ich den Quaalen der Ungewißheit vorgezogen.

Art. 23. Ich habe erfahren, daß eine beständige Gerechtigkeit ohne Eigensinn und Laune, Strenge, aber allezeit gleichförmig, das sicherste Mittel wäre, die Verwegenen und Bösewichter im Zaume zu halten.

Art. 24. Ueberzeugt von der Weisheit der Gesetze meines Vaterlandes überlasse ich ihnen die Verfügung und Vertheilung meines Vermögens nach meinem Tode.

Art. 25. Ich hoffe, daß der Antheil, den ich an der Zärtlichkeit meiner theuren Gattin hatte, unsern Kindern zuwachse, und daß sie sich ganz ihrer Er-

ziehung

ziehung und den Sorgen weyhen wird, die ihre Personen und Glücksumstände betreffen.

Art. 26. Ich weyhe der Nachwelt diese getreue Schilderung meiner Seele und meines Herzens; wobey ich wünsche, daß sie dieses Bild eben so unbefangen, wie ich es bezeichne, betrachten, und davon Nutzen ziehen möge.

15.

Die St. Pauls Kirche zu London.

Man billigte im Jahre 1791 den schon längst gefaßten, und immer vereitelten Entwurf, großen und allgemein verehrten Männern in der öden St. Paulus Kirche Denkmäler zu errichten: und dem unsterblichen Howard, — gestorben den 20 Jan. 1790 — ward das erste Monument hier errichtet.

Man machte zugleich die weise Anstalt, um diesen Tempel nicht so wie die Westmünster Kirche zu entweyhen, eine Kommißion zu ernennen, die alle künftige Bitten dieser Art von Verwandten und Freunden untersuchen, über die preißwürdigen Nationaldienste oder Talente der Verstorbenen urtheilen, und folglich auch über deren Ansprüche, in diesem Mausoleo zu glänzen, entscheiden sollte. Auf diese Weise wird künftig der Krieger, der im Dienste seines Vaterlandes blutete, der Held, der seinem Volke Sicherheit und Ruhe erkämpfte, der Staatsmann, der für dessen Erhaltung wachte, der Gelehrte, der den Kreiß der Wissenschaften erweiterte,

und der Künstler, der die Vergnügungen der Menschen veredelte, künftig hier nicht wie in Westmünster, die Monumente unberühmter und obscurer Männer zur Seite haben, die kein anderes Verdienst hatten, als Besitzer von vielem Gelde gewesen zu seyn.

16.

Anordnung der Begräbnisse zu Paris.

Die Toden sollen zu folge eines Berichts, im Nationalconvent zu Paris im Januar 1794 verlesen, zwölf Stunden im Sterbehause ausgesetzt, und dann auf eine Bahre gelegt werden. Diese Bahre soll nach den drey menschlichen Altern mit verschiedenen Tüchern und Innschriften versehen seyn. Bey Kindern soll die Innschrift seyn: „Er, sie wuchs fürs Vaterland.“ — Bey Personen von männlichem Alter: „Er lebte fürs Vaterland.“ — Bey Greisen: — „Er hat für das Vaterland gelebt.“ — Die Bahre soll von vier Bürgern, die Kinder von Kindern u. s. f. getragen werden. Nach einer zwölfstündigen Ausstellung werden die Leichname nach den Gefilden der Ruhe gebracht, und um Mitternacht begraben.

VIII.

VIII.

Trost und Beruhigung

bey

Krankheit und im Tode.

VIII.

Trost und Beruhigung in Krankheiten und im Tode.

1.

Freund Hein und der Todengräber, eine Lektion für die, die den Tod fürchten.

Es war der letzte Tag im alten Jahre. Weiß war der Himmel, und Schneeflokken fielen sanft auf die Erde. Da lag Friede, ein Todengräber, ans Fenster gelehnt, bis ihn unvermerkt unter einer so angenehmen Ideen-Reihe der Abend beschlich. Seine Blicke lagen auf den Gräbern, und oft verirrten sich über das Grab hinaus seine Gedanken, wo er unwillig wieder zu sich kam, wenn er nicht weiter konnte.

Schicksaal, menschliches Schicksaal, rief er aus, wie verkettet, wie unbegreiflich bist du! Von der Wiege bis zum Grabe, wie verschlungen sind deine Gänge!

Aufblühen, Staub werden ist das Loosungswort deiner Begleiterinn Natur! Wo ich mein Auge hinwende, aufblühen, Staub werden! —

Sie fliehet die Stunde, die kurze Stunde des letztern Tages im Jahre. Wo seyd ihr, die mit mir das Jahr begonnen, Männer in der Fülle der Jahre? Aufblühen, Staub werden, flüstert ihr von euren neu gefüllten Gräbern. —

Dort in blauer Ferne klimmt ein junger Wanderer einen steilen Felsenberg hinan, muthiger Entschlüsse voll. Er klimmt hinan, und da er ihn fassen will, den Lohn seiner Mühen, wartet seiner ein offnes Grab. Unten stehen sie die Wanderer, seine Begleiter, ernst und feyerlich, dachten, sie hörten die Stimme des Bruders, folget mir nach! — Aufblühen, Staub werden, donnerts vom Berge, und ihre Blicke beugen sich trauervoll zur Erde. Eitler Lohn der Mühen des Lebens! ruft einer dem andern zu; laßt uns genießen, Brüder, ehe die Tage verrauschen.

Blühende Mädchen, wo seyd ihr, ihr, die mit mir den Schauplatz dieses Jahres betratet? Aufblühen, Staub werden, rauscht es auch dorther von euren Gräbern, wo ihr sonst öfters Rosen gepflückt am Grabe eurer Lieben.

Friede dachte so, sahe sich um, und Vater Hein stand ihm zur Seite. Glück zum neuen Jahre, begann Hein, und eben verkündete die Glocke die erste Stunde des neuen Jahres. Friede ward gerührt von dieser ihm erwünschten Ueberraschung, und Hein gab ihm bald Gelegenheit, sein angenehmes Gedankenspiel fortzusetzen.

Er

Er sagte ihm jetzt so manches über Menschen und menschliche Schicksaale, und daß er am Ende immer denn noch der einzige Freund seyn müßte, der sie zur Ruhe brächte. Man haßt mich, man flieht mich, sagte er, und doch giese ich den süßesten Frieden in die Herzen der Menschen, wenn sie tausendfacher Kummer, eitle Wünsche und getäuschte Hofnungen für diese Welt unbrauchbar machten. — Höre mir zu, Friede. —

— Balduin war ein junger Mann von drey und zwanzig Jahren. Durch Fleiß und Talente war er ein brauchbarer Mann geworden. — Schön waren die Tage seiner Jugend. Schöner noch, dachte er, sollten die Tage seines männlichen Alters werden. — Schon träumte er sich eine seelige Zukunft, denn ein hoher Gönner speisete ihn mit gnädigen Blicken, und seine Tochter mit Hofnung der Liebe. —

Der Jüngling empfieng bald von der Gnade seines Gönners ein Aemtchen und zu den Füßen seiner angebeteten Göttin, was ein schmachtender Liebhaber vorerst nur wünschen kann. Sein Glück schien selbst seinen kühnsten Wünschen vorzueilen.

Schon war der Tag des ehelichen Bundes mit Wilhelminen. Balduin war wie in einem Rausche. Die Trauung ward vollzogen, es folgte ein glänzendes Fest, und ein Bal beschloß die Freuden des Tages.

Es war Mitternacht — die Gäste verlohren sich nach und nach, und Balduin befand sich mit seinem Weibchen allein!

Horch, da pochte jemand ganz leise an die Thüre; der betäubte Jüngling hörte nicht. Voll von Erwartung kommender Dinge hörte er nicht. Es pochte stärker. Ein trotziges Wer da? war die Antwort. Keine Antwort, aber noch lauteres Pochen! —

Balduin gieng zur Thüre, um den unhöflichen Störer abzuweisen. Bey Eröfnung derselben fiel der Schein des Lichtes auf einen langen hagern Mann. Die Thüre gieng schnell hinter Balduin zu, und der Fremde nahete sich ihm im mitternächtlichen Dunkel. Guter Freund, kennst du mich? sprach er, und faßte ihn bey der Hand.

Balduin schauderte zusammen, denn die Hand des Fremden war kalt, wie Eis. Balduin kennst du mich? sprach der Fremde noch ernster. Der Jüngling bebte gewaltig. Was willst du? stammelte er.

Dich dahin führen, wo du nimmer wiederkehren magst. Balduin fiel ihm zu Füßen. Sey nicht grausam! Schone mein!

Thor, weißt du, was du bittest? Ich bin nicht grausam. Bin dein Wohlthäter, folge mir! Du warst glücklich in deiner Jugend, nun blühet auf Erden kein Glück mehr für dich. Je länger du leben würdest, desto elender müßtest du werden. Und diese Nacht enthält den Keim alles deines künftigen Elendes, wovon ich dich jetzt befreyen will.

Ha! Alter, du willst mich betrügen. Ich elend? Hab ich nicht ein Weib, das mich liebt, und das ich liebe? Nicht ein ehrenvolles Amt? Nicht die herr-

lich-

lichsten Aussichten? Gönne mir meine Glückseeligkeit. Der Fremde schwieg. Nur wenige Jahre noch, sagte Balduin. Feyerliche Stille! — Nur ein Jahr noch; nur diese Nacht noch!

Der Fremde ließ plötzlich die Hand des Jünglings los. — Gut. Deine Bitte sey dir gewähret! Du sollst noch lange leben, um die Thorheit deines Wunsches ganz einzusehen; aber denk an mich, und nimm die Warnung von mir, nicht Hand an dich selbst zu legen, bis ich dein Befreyer bin. Der Fremde schwand. — Der zitternde Jüngling stand auf, und gieng todenbleich ins Brautgemach. Er zitterte noch an allen Gliedern, vermochte nicht zu sprechen, und setzte sich ermattet auf einen Stuhl.

Aber bald war Kummer und Sorge verschwunden in den zärtlichen Umarmungen seiner Gattin. Tage giengen vorüber, Wochen vorüber, — noch dünkte er sich glücklich, und suchte jene nächtliche Erscheinung zu vergessen, oder sich zu überreden, daß es blos ein leeres Phantom seiner Einbildungskraft gewesen sey.

Aber bald fieng die zärtliche Liebe seiner Gattin an, zu erkalten; — er machte ihr Vorwürfe, die mit Spott beantwortet wurden. Dies verstimmte seine Seele ganz. Die Hyder, Eifersucht, umwand sein Herz, und quälte es Tag und Nacht mit fürchterlicher Unruhe. — Er lauschte auf alle Tritte und Worte seiner Gattin.

Lange lauschte er vergebens. Er fand sie nie allein mit einer Mannsperson, als mit ihrem Vater; dem-

ohngeachtet wuchs seine Eifersucht, und er verfolgte sogar die Tritte seiner Gattin bis zu ihres Vaters Wohnhause.

Hier fand er einmal würcklich, was er argwohnte. Er trat vor die Thüre des Präsidenten, seines Gönners; aber sie war abgeschlossen, und doch hörte er darinnen ein Flüstern und Kosen, wobey er seines Weibes Stimme ganz deutlich zu unterscheiden glaubte. Es kostete der Eifersucht nur einen Stoß, um die Thüre aufzusprengen.

Seine Gattin war es würklich. Und der Mann, in dessen Armen sie lag, war ihr Vater. — Er stand, staunte, sprang gleich darauf wie unsinnig ans Fenster, um Zeugen dieser Schande herbeyzuruffen.

Der Präsident stürzte ihm entgegen, ergrif ihn bey der Brust, und suchte ihn vom Fenster abzuhalten. Unsinniger, weißt du, wo du bist, und was du thust? — Unbändige Wuth blitzte aus den Augen des Mannes. Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm.

Du kannst mir wenig schaden, Elender, fuhr der Präsident fort, aber ich habe Macht, dich auf ewig zu verderben. Thue, was du willst! — Mit diesen Worten ließ er ihn los, aber da stand er und starrte den Blutschänder gräßlich an.

Er gieng nach Hause, legte sich zu Bette, und fiel in eine rasende Fieberhitze. Nachdem eine langwierige Krankheit seine Kräfte ausgezehret, seine Thätigkeit und seinen Eifer, gutes zu würken, gelähmt hatte, verließ er das Krankenlager wieder; — aber

seiner Leiden war noch kein Ende. Er trug auf eine Ehescheidung an, die ihm lange erschweret wurde. Und nun, als die Scheidung bestätiget war, begann erst die volle Rache des Präsidenten. Er suchte jeden Lebenstag ihm zu verkümmern, jede Lebensfreude ihm zu verbittern. Er verwickelte ihn in Händel und Geschäfte, die ihm der Mühen und Sorgen viele, aber wenig des Lohns und der Ehre brachten.

Balduin verlangte seinen Abschied, und gieng aus dem Lande, arm, wie ein Bettler, beladen mit Schimpf und Schande. Wo er hin kam, blühete ihm das Glück nicht viel mehr. Frühzeitig fiengen seine Haare an, grau zu werden, seine Augen zu erblinden; er suchte ein Ruheplätzchen für sein Alter, um, wohl eingedenk des Versprechens Freund Heins, ihn ruhig zu erwarten.

Seine Sehnsucht nach Grabesruhe kam mit jedem Tage lebendiger in seine Seele. — Endlich erschien der lang ersehnte Freund, der Befreyer aus allem Elend.

Traulich nahte er sich ihm, faßte ihn bey der Hand, und sprach im freundlichen Tone: Kennst du mich?

Balduin erkannte ihn, und schauderte nicht. Sein Angesicht lächelte heiter seinem Retter entgegen.

O, wie froh bin ich, du guter, daß du kömmst; lange schon harrete ich dein! Vergieb, daß ich dir damals nicht folgen wollte, als du kamst, mich von hier zu ruffen.

Viele Jahre hindurch habe ich meine Thorheit beweint!

Laß gut seyn, erwiederte Hein tröstend. Jetzt hat alles ein Ende! Sanft war das Entschlummern des Unglücklichen in den Armen seines Retters. —

* * *

— — Sie hat ausgekämpft, Friede, deine Elisa, das liebevolle gute Mädchen, das hier oft auf deinen Gräbern wallte. Nur noch dämmernd leuchtete das Lämpchen des Lebens in ihrem Bette, als ich kam, und als es zum letztenmal aufloderte am Alter des Lebens, sank das schöne Haupt des lieben Mädchens ermattet hin, und dachte — schlummernd — Elisium. —

2.

Wie können sich Kranke ihre Schmerzen erleichtern?

Der große Rousseau, bekannt durch seine Schriften, und eben so bekannt als Mensch durch die vielen Leiden, die er erdulten mußte, dieser Mann kann auch Leidenden und Kranken zum Muster dienen, und er selbst giebt uns in einem seiner letzten Briefe ein herrliches Mittel, wodurch wir unserm Schmerz manche Stunde abgewinnen, und lindern können die Angst unserer beklommenen Brust.

„Wenn ich in meinen Schmerzen, sagt er in diesem Briefe an einen seiner Freunde, wenn ich in meinen

meinen Schmerzen die Länge der Nächte berechne, und heftige Fieberwallungen mir den flüchtigsten Schlummer versagen; so zerstreue ich mich oft durch das Zurückruffen der verschiedenen Begebenheiten meines Lebens. Neue, süsse Erinnerung, stilles Trauern, und die Wonne der Wehmuth gewähren mir einige Augenblicke Vergessenheit meiner Leiden."

3.

Sophiens Sterbebette.

Sophie und Laura waren zwey Freundinnen. Sanftes Gefühl und der harmonische Einklang ihrer Seelen hatte sie schon von den Jahren der Kindheit an fest an einander gekettet, und sie ertrugen Freude und Leid mit wechselseitiger, unveränderter Theilnehmung. Sophie ward krank, in der Blüthe ihrer Jahre. Ein tödender Wurm nagte an dieser Frühlingsknospe, und nichts vermochte das schleichende Gift in seiner Würkung zu hemmen. — Sophie litt mit himmlischer Geduld; sie kämpfte mit Standhaftigkeit den harten Kampf ihrer Leiden. Nur einmal schien sie zu wanken, da ihre Schmerzen aufs höchste gestiegen waren, und dies veranlaßte folgendes Gespräch mit ihrer Freundinn, die ausharrend an ihrem Krankenbette saß, und mit der thätigsten Sorgfalt ihre vielen Leiden ihr erträglich zu machen suchte:

Sophie. O Laura, was kann, was mag der Ewige davon haben, daß er meinen armen Staub so lange zermalmet, ehe er ihn völlig zerstreuet! Soll

seine Macht an mir dadurch offenbar werden? — Soll ich dadurch zum Bekenntnisse gebracht werden, daß er mit den Menschen thun könne, was er wolle? Ach! dieß bekenne ich ihm ja; ich bekenne es laut und überlaut! Aber seine Macht, dächte ich, wie seine Liebe offenbarte sich herrlicher an mir, wenn er meinem elenden Leben ein Ende machte. —

Laura. Du gute Seele! Das ist ja nicht deine natürliche Sprache. Dein Schmerz, deine Schwäche führen sie wider deinen Willen. Sage mir einmal, warum genasest du nicht wieder?

Sophie. Weil meine Natur dazu keine Kraft mehr hat.

Laura. Warum giebt dir Gott nicht neue Naturkraft?

Sophie. Das wäre ein Wunder, und Wunder thut Gott nicht.

Laura. Nun sieh, eben darum mußt du noch leben. Noch hat deine Natur zum Tode zu viel Kraft. Gott müßte sie durch ein Wunder zerstören; aber Wunder, wie du selbst sagst, thut er nicht. Genesung folgt nach Naturgesetzen, und Tod auch. Deine letzte Lebenskraft muß erst erschöpft werden, — dann, dann erlischt erst in dir die Flamme des Lebens. Rein ab, bis auf den letzten Tropfen brennt das Licht, und dann erst erlischt es! —

Sophie. O Gott! wenn es also nach meinen Kräften gehen soll, so kann mein Leiden noch lange dauern.

Laura. Das wird es nicht! Verlaß dich nicht auf das gegenwärtige Gefühl deiner Kräfte; es ist kein wahres. Du bist in einer Art von Spannung. So wie diese über seyn wird, begnadiget dich Gott vielleicht durch ein inniges Gefühl deiner Schwäche, deiner völligen Schwäche; so sagen die Aerzte.

Sophie. So viel tausend Menschen sterben so leicht, so schnell, und ich elende, ich elendeste unter allen Menschen, muß so erschrecklich leiden, viel und lange leiden!

Laura. Sterben, sterben wirst du gewiß leicht; denke daran. — Nur die Zubereitung zum Tode dauert bey dir so lange, und das macht deine Jugend noch. Auch dies, Beste, geschieht nach Natur Gesetzen, die der Allweise nicht stört. Jenseits aber wird dir auch dafür mehr Ersatz, je länger die Quaal hier war.

Sophie (ängstlich) Ach! wenn das nur auch wahr ist, Liebe, — ich weiß gar nicht, wie mir wird. — Fühle, der Puls unterbricht — Laura, fühle einmal! —

Laura. Ja, der vierte Schlag bleibt aus. —

Sophie. (sehr schwach, aber freudig) ich bin erhört, ich gehe mit Vernunft aus der Welt, welch ein Glück! Bleib nur gefaßt, Laura, ich will dich ansehen, so lange ich kann. Da hast du meine Hand, wenn ich eine Bewegung mache, und nicht mehr dazu spreche, dann gieb acht, meine Augen sollen an dir brechen. — Mein Blick soll an dir sterben. —

Laura. (Die ihr den Todesschweiß abtrocknet) Dein Lohn sey groß, und mein Ende werde wie dein Ende.

Sophie. Wie das so sonderbar ist! Mein Tod ist gewis sehr nahe! — und wenn man das so selbst sagen kann! Sieh einmal die Finger an. Ich sterbe von aussen herein. (Nach einer Weile.) Wie es vor den Ohren saußt! (Wieder nach einer Weile.) Wie das Herz sich bewegt! (Wieder nach einer Weile.) Die Lichter wollen ja da wohl ausgehn!

Laura. (Sophiens Puls immer betrachtend) Ach Gott!

Sophie. Große Verwandlung an mir jetzt. Wie war das?

Laura. Der Puls war lange weg, jetzt kam er wieder.

Sophie. (Lächelnd) Schicke dich an, der Transitus kömmt! Ach, welchen Vorschmack schon von dort! Alles klarer, alles gewisser! Ja, Liebe, Gott ist — Wir sind unsterblich — Ach, wie wohl, — wie wohl — wird mir! Schöpfer! ach Schöpfer! — (bewegt die Hand, die Laura herzlich drückt — kommt wieder zu sich) noch — nicht, — a — ber — bald — (dehnet sich aus) So, — ach — so! (streckt sich ganz aus) So! (Jetzt brechen ihr die Augen — der Kopf macht eine kleine zitternde Bewegung — sie lächelte, und ihr letzter Blick erstarrte an Laura.)

Laura. (Nach einigen Minuten, die sie stillheilig feyerte, als sie Sophiens kalte Hand weggelegt, knieend)

knieend) Friede sey mit dir, — du langgeprüfte Dulderinn! Der Erde nun entflohen und allen ihren Leiden! Erndte nun, erndte droben hoher Martern hohen Lohn! Harre du auf mich, bis Gott mich gnädig zu dir ruft.

4.
Es giebt eine Unsterblichkeit.

Was schlechterdings nothwendig ist zu denken, und gedacht zu werden, das muß auch schlechterdings als wahr gedacht werden können. — Noch hat dieses Argument für unsere Unsterblichkeit kein unbarmherziger Sophist widerlegt. Wollte er den Major bestreiten, so zwingte ihn die Analogie der Natur auf allen Seiten, ihn zuzugeben. An den Minor kann er sich nie vergreifen, ohne sich selbst zu strafen. Warlich es ist keine Ruhe, kein Trost für uns, wenn wir nicht Unsterblichkeit als wahr denken dürfen; Unsterblichkeit denken, muß also Wahrheit denken seyn. — Lassen sie uns schnell hier die große Gottesidee darzusetzen! Ueberschauen sie mit einem rechten Allblick all das zahllose Gute, das doch würklich den Menschen hier bereitet ist. Ist nun alles dies Gute kein Gutes für ihn, wenn er nicht Unsterblichkeit als für sich bestimmt denken dürfte, und — wäre ihm diese Unsterblichkeit in der That nicht bestimmt, — — fürwahr, so wäre die größeste Dankbarkeit, und die reinste Verehrung, welche Gott von den Menschen fordern könnte, die, daß der Mensch das Daseyn Got-

tes

tes lieber leugnete! Auf der einen Seite dem Menschen alles geben, was ihn äusserst glücklich machen würde, so bald er unsterblich wäre, und auf der andern ihm die Unsterblichkeit versagen. — — Auf der einen Seite dem Menschen alle mögliche Leiden auflegen, die der Mensch auch ruhig trägt, so bald er den Trost der Unsterblichkeit hat, unter denen er aber jämmerlich erliegen muß, wenn er ihn nicht hat, und fordern, er solle sie ruhig tragen, und — auf der andern ihm diesen Trost vorenthalten, — dies beides kann zugleich von Gott nicht gedacht werden. Dies widerspräche den großen Eigenschaften des Geistschöpfers, deren keine wir doch bezweifeln können, weil er sie durch die Einrichtung des ganzen Universums zu deutlich geoffenbaret hat. Nein, nein, wir glauben keinen Irrthum, wenn wir Unsterblichkeit für uns glauben. —

Sehen sie ferner den Zustand des Menschen erst im Kleinen, und dann im Großen an. Seine ganze Beschaffenheit in der Ersten Welt verbürgt uns die Zweyte. Wir ahnden nicht nur, wir erblicken ein Ziel, das uns gesteckt ward, das aber weder der einzelne Mensch, noch die Menschheit im Ganzen hier erreicht. Menschliche Vollkommenheit, dies große Ziel, ist offenbar kein Traum; denn wir nähern uns ihm würklich mit jedem Tage mehr. Welcher von uns erreicht es aber? — Ich kenne k inen, der es erreicht hat. Sagen Sie, kann aber das Ziel unerreicht bleiben? So wäre der Mensch ja unter

allen Erdengeschöpfen gerade das unvollendetste! Wie könnte das Loos, allein unvollendet bleiben zu sollen, eben ihn treffen, da er doch offenbar an der Spitze aller Erdengeschöpfe steht! Wie es dem Kinde geht, das alle Anlagen zu seinen Kräften hat, und diese Kräfte noch nicht brauchen kann, weil sie noch nicht gehörig entwickelt, noch nicht stark genug sind, so geht es uns im höhern Verstande auf diese ganze Lebenszeit. Nicht zum tausendsten Grad entwickeln sich vielleicht hier unsere erhabenen Kräfte, so wie sie sich ihren Anlagen nach doch entwickeln können. Unser Körper wächst auf, und wird vollkommen; gewiß darum, weil er mit hier seine Endschaft erreicht. Warum bildet sich aber unser Geist nicht eben so vollkommen hier aus? Können wir eine andere natürliche Antwort geben, als die, — eben darum, weil er mit hier seine Endschaft nicht erreicht. Warlich! unser Geistesleben bleibt hier blos bey Geisteskindheit stehen. Wunderbar! der Körper, Kind, wie wir ihn doch erst sehen, am Ende ein männlicher Körper; nun so muß auch der Geist, Kind, am Ende ein männlicher Geist werden. Der Mensch in seinen gesammten großen Geistesanlagen, die er hat, und nach dem Gebrauche betrachtet, den er hier davon macht, wäre sonst einem Hirtenhause gleich, zu welchem der Bauherr einen Schloß oder Thurmgrund gelegt hätte. Ach! wohl uns, daß wir Anlagen zur Ewigkeit haben, — sie sind uns Bürge dafür, daß der, der uns schuf, uns zur Ewigkeit schuf! —

5.

Belehrungen für Kranke, die wider die Religion Jesu eingenommen sind, und nach Beruhigung sich sehnen.

Der Kranke R * * hatte einen sehr feinen, natürlichen Verstand. Seiner nicht gemeinen Talente wegen ward er als Jüngling den Wissenschaften gewiedmet, und hatte sich in den Anfangsgründen derselben mit gutem Erfolge geübt. Aber der Tod seines Vaters nöthigte ihn, eine Profeßion zu erwählen. Seine Betrübniß hierüber war groß, und er wußte sie nur dadurch zu mildern, daß er keine von den niedrigen und gemeinen Profeßionen wählte. Seine Erziehung war religiös. Und daher kam es auch, daß er, wie er auf seinem Krankenlager theuer versicherte, die Religion in seinen jüngern Jahren sehr hoch schätzte, und recht gern die Bücher las, in welchen entweder ihre Wahrheit und Göttlichkeit vertheidiget wird, oder ihre Lehren erklärt werden. Erst in seinen spätern Jahren bekam er andere Gesinnungen gegen die Religion. Seine Ehe war nicht die glücklichste. Durch einige Einrichtungen, die besonders in den Kayserlichen Staaten getroffen wurden, litt sein Gewerbe. Er bekam also weniger zu thun, als sein thätiger Geist forderte, und da er auch in seinem Hause nicht zufrieden seyn konnte, oder wollte, so fieng er an, ausser demselben Zerstreuungen zu suchen. Hierdurch begegnete ihm das, was so vielen im gleichen Falle zu begegnen pflegt,

er

er gerieth in eine ausschweifende Lebensart, und je weiter er hierinnen gieng, desto gleichgültiger wurde er gegen die Religion.

Nun fieng er an, an denen Schriften Geschmack zu finden, in welchen die Wahrheit der Religion entweder bestritten, oder doch wenigstens verdächtig gemacht wird. Im Stande war er nun nicht, alles gehörig zu beurtheilen. Er nahm daher die darinn aufgestellten Sätze für die lauterste Wahrheit an, und hielt sich für berechtiget, einen Lehrer des Unglaubens nicht nur in seinem Hause, sondern auch in Gesellschaften abzugeben. Er erndtete hier oft Beyfall ein, und mancher wurde durch ihn wider die Religion eingenommen.

Die Nachricht von der Krankheit dieses Mannes beunruhigte den rechtschaffenen Prediger seines Orts nicht wenig. Er kannte ihn, hatte von seinen Grundsätzen gehört, und glaubte jetzt eine schickliche Gelegenheit zu finden, ihn von seinen Irrthümern zu heilen. Er gieng zu ihm, ward aber von dem Kranken kalt und mit sichtbarer Verlegenheit aufgenommen. Er wußte aber durch sein liebreiches Betragen das Herz des Kranken so an sich zu ziehen, daß er ihm Zutrauen einflößte. Nach einigen Tagen besuchte er ihn wieder; nach verschiedenen andern Gesprächen äusserte der Kranke eine große Sehnsucht nach dem Tode, und es entstand folgende Unterredung.

Ich kann es ihnen nicht verbergen, sagte der Prediger, daß ich mich über ihre Sehnsucht nach dem

Tode recht sehr wundere. Der Tod ist doch immer den Menschen schrecklich. Ich habe bewährte Christen gekannt, die bey der vollkommensten Ueberzeugung von einem zukünftig bessern Leben vor dem Tode erschracken. Durch diese Aeusserung setzte er ihn in Verlegenheit. Er hatte gewiß nicht erwartet, daß seine Sehnsucht nach dem Tode befremdend seyn würde. Nach einigem Nachdenken fieng er an: „die Vernunft lehrt uns ja die Unsterblichkeit der Seele auch, und da die ganze Natur Gott als das gütigste und liebreichste Wesen vorstellt, so darf man gewiß auch hoffen, daß er die vom Leibe getrennte Seele glücklich machen werde. Ich kann mir nun keine Hofnung zur Genesung machen. Warum sollte ich mich nicht nach jenem bessern Leben sehnen, das mir die Vernunft zeigt, und Gottes Güte verspricht?“

Ja, antwortete der Prediger, die Vernunft ist gar nicht wider die Unsterblichkeit der Seele, und die ganze Natur stellt uns Gott als das gütigste Wesen vor. Ich gebe ihnen auch vollkommen recht, daß uns die Gewißheit von der Unsterblichkeit der Seele, und von der unendlichen Liebe Gottes das Sterben erleichtert, und eine angenehme Hofnung auf die Zukunft macht; aber Sie werden mir auch zugeben, daß wir eben deßwegen die Religion Jesu für die höchste Wohlthat achten müssen, welche wir der Güte Gottes zu verdanken haben. Denn sie hat die Lehre von der Unsterblichkeit ausser allen Zweifel gesetzt, und dadurch der Vernunft die Veranlassung

gege=

gegeben, auf die Beweiße, bey welchen Sie sich beruhigen, zu kommen. Sie giebt uns auch von der Liebe Gottes eine uns ganz beruhigende Gewißheit, und stellt uns Gott, als einen, durch Christum mit uns versöhnten, Vater vor.

Kranke: Socrates war aber doch kein Christ. Er wußte nicht einmal etwas von Jesu und seiner Lehre. Und doch hatte er die allergrößte Gewißheit von der Unsterblichkeit der Seele, und konnte deßwegen mit aller Freudigkeit sterben.

Prediger: Socrates hatte allerdings, ob er gleich von der christlichen Religion nichts wissen konnte, viel Kenntniß und Ueberzeugung von der Unsterblichkeit. Daß er aber, wie sie sagen, die allergrößeste Gewißheit von dieser Wahrheit gehabt hat, möchte zu viel gesagt seyn. Der Größte unter seinen Schülern, Plato, der die Gründe, durch welche er die Unsterblichkeit der Seele zu beweißen suchte, in aller ihrer Stärke vortrug, schreibt ihm keine vollkommene, und über alle Zweifel siegende Gewißheit von dieser Lehre zu. Er läßt ihn am Ende seiner Apologie also reden: „Eins von beyden muß seyn! Entweder nimmt der Tod alles Bewußtseyn und alles Gefühl hinweg, dann kann er mich nicht unglücklich machen; oder er bringt uns an einen andern Ort, in die Gesellschaft guter und großer Männer, und dann ist er für mich der größte Gewinn.“ Wer so redet, hat der eine wahre und feste Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele?

Kr. Freylich nicht. Aber so ist mir auch Socrates noch nie vorgestellt worden. Er wird ja immer als ein Mann beschrieben, der an der Unsterblichkeit der Seele nicht im geringsten zweifelte. Ich kann aber nicht wissen, ob diese Beschreibung von ihm richtig ist, da ich die von ihnen angeführte Schrift seines Schülers nicht lesen kann. Aber es sey, daß Socrates die feste Ueberzeugung nicht gehabt hat: so sehe ich doch nicht ein, daß der, welcher seinen Glauben an Unsterblichkeit aus der Religion schöpft, besser daran ist, als ein Mann, der sich von eben dieser Wahrheit durch Vernunftgründe zu überzeugen sucht. Denn sie sagten ja selbst, daß auch bewährte Christen vor dem Tode erschrecken. Der bewährte Christ kann also eben so wankend und zweifelhaft seyn, als Socrates nach ihrer Beschreibung war.

Pred. Sie haben meine vorige Rede nicht genau behalten. Ich sagte: ich habe bewährte Christen gekannt, die bey der vollkommensten Ueberzeugung von einem zukünftigen bessern Leben vor dem Tode erschracken. Ich sagte also nicht, daß ein bewährter Christ an der Unsterblichkeit der Seele zweifle. Von dieser bleibt er aufs gewisseste überzeugt. Aber der Tod, der herannahende Augenblick, in dem sich Leib und Seele trennen soll, ist bisweilen fürchterlich und schrecklich. Nun setzen sie einen Mann, der seine Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele bloß auf Vernunftbeweisse gründet, und einen Christen, der seinen Glauben an eben diese Wahrheit ausser den Vernunftbeweissen, auch auf die Verheis-

heissungen der Religion bauet, neben einander, dieser kann, wie jener vor dem Tode erschrecken, aber er kann dieses Schrecken durch die Gewißheit von einer seeligen Unsterblichkeit besiegen. Jener erschrickt nicht nur vor dem Tode, sondern es wird ihm auch bisweilen die Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele selbst zweifelhaft, und wird es ihm meistens gerade in dem Augenblicke, wo ihm jenes Schrecken beunruhigt. Er entbehrt also das kräftigste Mittel, dasselbe zu besiegen. Sollte nun der Christ nicht besser daran seyn?

Kr. Wenn es so geht, wie sie sagen, dann haben sie vollkommen recht. Aber es geht gewiß nicht immer so. Ein Mann, der seine Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele auf Vernunftbeweiße gründet, kann gewiß auch diese Ueberzeugung bis in den Tod behalten. Wenigstens traue ich mir dieses zu. Es sind mir zwar sonst mehrmals Zweifel wider diese Wahrheit eingefallen, aber ich habe sie immer durch die Vernunftbeweiße, die ich mir gesammelt habe, besiegt, und bin nun von einem Leben nach dem Tode so fest überzeugt, daß ich gewiß nicht mehr daran zweifeln werde. Und gesetzt, es sollten Zweifel kommen, so werde ich deßwegen vor dem Tode doch nicht erschrecken. Er wird mir immer erwünscht kommen, denn gesund kann ich nicht mehr werden. Dies weiß ich ganz gewiß. Die Stunde also, in welcher mich der Tod von meinem Leiden befreyen wird, kann mir nicht anders als erwünscht seyn.

Pred. Trauen Sie Sich nicht zu viel zu. Viele Leidende haben sich schon durch die Gedanken, die sie jetzt äusserten, betrogen. Sie glaubten, der Tod habe für sie alle Bitterkeit verlohren, weil er ihrem Leiden ein Ende machen wird, aber bey seiner Annäherung fanden sie das Gegentheil. Der Augenblick, wo sich die Seele vom Leibe trennen sollte, kam ihnen schrecklich vor. —

Der Kranke schwieg. — Der Prediger trug auch jetzt Bedenken, das abgebrochene Gespräch wieder anzufangen; er gieng, und der Kranke entließ ihn mit den Worten: kommen Sie bald wieder! Den Tag darauf gieng er also wieder zu ihm, bat aber die Anwesenden bey seinem Eintritte, sich zu entfernen, und redete nun freymüthig also mit ihm:

Pred. Ich setze, bester Freund, mein höchstes Glück auf Erden darinn, daß ich ein Christ bin, und bin aufs vollkommenste überzeugt, daß mir blos das Christenthum eine sichere Beruhigung und eine frohe Hofnung einst im Sterben geben werde. Bey ihnen aber, dünkt mich, habe ich gerade das Gegentheil gefunden. Sie wollten Sich bey unserer Unterredung von der Unsterblichkeit der Seele auf die Beweiße, die die christliche Religion für diese Wahrheit giebt, nicht einlassen, und brachen zuletzt das Gespräch auf eine Art ab, die mich eine Abneigung von der christlichen Religion vermuthen ließ. Die Freundschaftliche Zuneigung, die Sie bisher gegen mich zeigten, macht mich so dreuste, Sie zu fragen,

was sie denn wider die christliche Religion einzuwenden haben?

Kr. Vor Ihnen habe ich kein Geheimniß mehr. Ich sehe sie nun für meinen einzigen Freund an, und will mich Ihnen ganz entdecken. Noch vor wenigen Jahren habe ich die christliche Religion über alles geschätzt, und es ist mir nie in den Sinn gekommen, an ihrer Wahrheit und Göttlichkeit zu zweifeln. Aber seit einigen Jahren hat sich durch Nachdenken, und durch das Lesen der Schriften einiger aufgeklärten Männer meine Denkungsart so sehr geändert, daß ich sagen muß: Ich bin kein Christ, und kann keiner seyn. Ich habe hiezu sehr viel Gründe. Aber weil ich wohl vermuthete, daß wir hierauf kommen würden, so habe ich mir die wichtigsten ausgesucht. Diese will ich Ihnen jetzt vortragen. Mit den andern kann es noch eine Zeit anstehen. Sie schöpfen das Christenthum aus der Bibel. — Aber wie können Sie die doch in aller Welt für das Buch halten, aus welchem man eine wahre Religion lernen kann? Sie gestehen doch gewiß ein, daß man sich Gott nicht anders, als das vollkommenste Wesen denken kann? Bey ihm findet sich gewiß keine Unvollkommenheit und Schwachheit. Aber wie niedrig stellt nicht die Bibel Gott vor! Er schaft Menschen, freuet sich seines Werks, rühmt selbst, daß es gut sey, und bald darauf gereuet es ihm wieder, daß er sie geschaffen hat, und vertilgt sie. Will er wissen, was die Menschen thun, und ob ihr Vor-

nehmen recht sey, oder nicht; so muß er erst vom Himmel herabfahren, und ihre Handlungen untersuchen. Gefallen sie ihm nicht, so geräth er darüber in einen grimmigen Zorn, der sich nur in der Vertilgung der Strafwürdigen stillt. Ein Buch, welches Gott solche Unvollkommenheiten und Schwächen andichtet, kann gewiß keine wahre und Gott anständige Religion lehren, und deßwegen kann auch das Christenthum, das aus diesem Buche gelernt wird, nicht wahr seyn. Der Stifter der christlichen Religion ist Jesus. Nun spreche ich es ihm gar nicht ab, daß er viel gutes gesagt hat. Auch will ich nicht läugnen, daß er ein ganz guter und frommer Mann gewesen ist. Aber er hat doch gewiß auch, besonders von sich selbst, Dinge behauptet, die kein vernünftiger Mensch glauben kann, weil sie ganz und gar widersprechend sind. Er hat sich immer den Sohn Gottes genannt, und gar nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß er verlange, man solle ihn als Gott selbst ansehen und verehren. Hierdurch hat er sich doch offenbar eine Hoheit zugeschrieben, die ihm unmöglich zukommen kann. Er ist ja ein Mensch, wie andere gewesen. Er hat geschlafen, gegessen, getrunken, und ist endlich gestorben. So wenig nun Gott ein Mensch seyn kann, so wenig kann ein Mensch Gott seyn. Wo für muß man nun die Behauptungen Jesu erklären? Ihnen zu gefallen, will ich nicht sagen, was ich denke. Aber dies werden Sie mir nicht verargen, wenn ich spreche, einem Manne, der solche widersprechende Dinge behauptet hat, kann

ich nicht glauben. Ich kann ihn für keinen göttlichen Gesandten halten, und mich nicht überzeugen, daß ich Gott recht verehre, wenn ich mich nach dieses Mannes Vorschrift richte. — Endlich kann ich die christliche Religion deßwegen nicht für wahr halten, weil sie alle, die keine Christen sind, schlechthin verdammt. Aus diesem Grunde bin ich ihr, ich kann es nicht läugnen, ganz und gar abgeneigt. Ich habe auf meinen Reisen Juden und auch Türken kennen gelernt, die gewiß gute Menschen waren. Sie zeigten Redlichkeit, Treue, Rechtschaffenheit gegen jedermann, und von einigen muß ich eine Zärtlichkeit und Liebe gegen mich rühmen, die mich noch rührt. Und solche Menschen sollten deßwegen, weil sie keine Christen sind, verdammt werden? Dies kann der Gott, der gute, redliche und rechtschaffene Menschen liebt, gewiß nicht zugeben. Die christliche Religion, die dieses von Gott sagt, kann also gewiß nicht von ihm seyn.

Dies waren die Einwendungen, die der Kranke gegen die Christliche Religion hatte, um welcher willen er kein Christ seyn wollte. So wenig sie im Grunde zu sagen haben, so viel that er sich auf sie zu gut. Er hielt sie, wie es Personen von seinem Stande, wenn sie etwas weiter sehen, als andere ihres gleichen, zu machen pflegen, für ganz unwiderleglich. —

Der Prediger antwortete ihm kurz und bündig darauf: Sie sagen, das Christenthum wird aus der

Bibel gelernt, — aber aus welchem Theile derselben? — Etwa aus dem, der diese Ihnen so anstößig vorkommenden Ausdrücke und Beschreibungen von Gott enthält? Gewiß nicht, sondern nur aus dem, der das Evangelium Jesu Christi enthält, und den wir das neue Testament zu nennen pflegen. Und wo finden sie hier solche Beschreibungen von Gott? Macht er uns nicht vielmehr die erhabensten Begriffe von dem höchsten Wesen? — Hier machte er ihn insonderheit auf Matth. 5, 45. 6, 4 — 6. Röm 11, 29. Ebräer 4, 13. und andere Stellen aufmerksam. — Was aber nun jene ihnen anstößig scheinenden Ausdrücke, und das Alte Testament, wo sie vorkommen, betrift, so müssen Sie nur immer bedenken, daß dieses kein Werk unserer Tage, unseres Landes, und gar nicht darzu gemacht ist, daß es ein Catechismus für uns seyn sollte. — Er sagte ihm hier mehreres zur Erläuterung des letztern, und fuhr dann fort: Halten sie sich also bey der Beurtheilung des Christenthums für jetzt nur an das Evangelium Jesu, und ich bin Ihnen Bürge, daß, wenn Sie diesen Mann und seine Lehre etwas näher studiren, Ihnen jener äusserst ehrwürdig, und diese höchst vortreflich vorkommen werde. Zwar sagen Sie: Jesus hat widersprechende Dinge behauptet; bald zeigte er sich ganz als Mensch, nennt sich selbst so, bald scheint er wieder zu verlangen, daß man ihn als Gottes Sohn ansehen und verehren solle. Ist das nicht Widerspruch? — Nein, mein Lieber! Konnte Jesus nicht ein Gottes Sohn im höchsten

Sinne,

Sinne, ein Gesandter der Gottheit, und ein Mann, in dem Gottes Geist wohnte, wie er noch in keinem gewohnt hatte, und durch den sich dieser Gottesgeist würksam erwieß, und doch ein wahrer Mensch seyn? — So fällt freylich, sagte der Kranke, das widersprechende hinweg. Aber warum lehrt man die Sache nicht immer so? Ich wurde gelehrt, Jesus sey Gott. Dies verstand ich nicht anders, als er sey der zweyte Gott. Auf das Wort meines Lehrers habe ich es getrost angenommen, und lange geglaubt. Aber, nachdem ich anfieng, zu denken, sahe ich das widersprechende dieses Satzes gegen den, daß nur Ein Gott sey, ein, und mußte ihn dann nothwendig für falsch halten.

Pred. Das thaten Sie auch allerdings mit Recht. Aber das kann ich nicht glauben, daß man Sie den widersprechenden Satz gelehrt hat. Hier scheinen Sie mir Ihren Lehrern eine ungerechte Beschuldigung zu machen. Sie haben ihnen ganz gewiß die Sache so, wie ich es jetzt gethan habe, vorgestellt.

Kr. Wie wäre ich aber denn auf diesen widersprechenden Gedanken gekommen?

Pred. Wie sie darauf gekommen sind, getraue ich mir Ihnen gar wohl zu erklären. Als Sie im Christenthume unterrichtet wurden, waren Sie, wie andere Jünglinge flüchtig, unaufmerksam, und nahmen Sich nicht Zeit, über den Vortrag des Lehrers gehörig nachzudenken. Sie überhörten daher manches,

ches, was er zur Bestimmung und Erklärung der Lehren vortrug. Ihre Vorstellungen von den Lehren der Religion mußten dadurch nothwendig unvollständig werden. Sie fühlten dies nicht, weil Sie nicht nachdachten, und fühlten es aus diesem Grunde lange nicht. Aber nachdem Sie anfiengen zu denken, oder vielleicht richtiger, nachdem Sie ein Buch in die Hände bekamen, worinnen unter andern Lehren auch die Lehre von Christo entweder mit Fleiß, oder aus Unwissenheit verdrehet wurde, um sie zu einem scheinbaren Beweiße wider das Christenthum gebrauchen zu können, dann fühlten Sie erst die Unrichtigkeit Ihrer Vorstellung, glaubten ohne Untersuchung, Jesus habe widersprechende Dinge von sich behauptet, und hielten es für Weisheit, seine Lehre zu verwerfen.

Kr. Es kann seyn, daß es mir so gegangen ist. — Dies sagte er ganz gleichgültig und mit Lachen. — Aber seine Gleichgültigkeit war kränkend. —

Pred. Wenn Sie denn nun aber glauben, daß es Ihnen so ergangen seyn kann, so bitte ich Sie, Ihr Betragen gegen Jesum und seine Religion nach den Regeln der Billigkeit zu prüfen. Wenn jemand einige Ihrer Worte falsch verstünde, und dann, ohne zu untersuchen, ob er sie recht verstanden habe, oder nicht, dreuste behauptete, Sie wären ein Mann, der unsinnige und widersprechende Dinge behauptete, würden sie nicht mit vollkommenem Rechte sich über Unbilligkeit beklagen können? Und so haben

Sie gegen Jesum gehandelt. Sie beschuldigen ihn des Widerspruchs in seinen Lehren. Und welche erniedrigende und beleidigende Vorwürfe mögen Sie ihm nicht vielleicht in Ihrem Herzen und in manchen Gesellschaften gemacht haben, da Sie sagten, Sie wollten mir zu gefallen, nicht alles sagen, was Sie dächten? Haben sie als ein billig denkender Mann gegen Jesum gehandelt? —

Der Kr. ward hier unruhig, und antwortete: freylich nicht so ganz. Aber was sagen sie denn zu meinem dritten Einwurfe?

Pred. daß Sie auch durch ihn der Christlichen Religion großes Unrecht thun. Sie beschuldigen sie: sie verdamme schlechthin alle nicht Christen. Wo thut sie denn aber dieses? Sie sagt freylich über das ewige Schicksaal der Nichtchristen nichts vollkommen bestimmtes; aber doch lehrt sie so viel, als nöthig ist, um auf die Frage von dem ewigen Schicksaale der Nichtchristen auf eine befriedigende Weise antworten zu können. Sie stellt den Grundsatz auf: Gott wird einem jeglichen vergelten nach seinen Werken, und bey seinem Urtheile über die Menschen wird er auf alle Umstände und die Gelegenheiten, die sie zu ihrer Besserung und Vervollkommung hatten, die genaueste Rücksicht nehmen. Hier führte er Math. XI, 22. 23. X, 15 und Röm. II, 12. an. Ist wohl in allen diesen Stellen etwas den Eigenschaften Gottes widersprechendes? Wird er nicht als ein Richter vorgestellt, der alle Umstände der

Men=

Menschen in Erwägung zieht, und sein Urtheil über sie nach den Regeln der höchsten Billigkeit abfaßt?— Der Kranke hatte bisher aufmerksam, und wie es schien, mit Beyfall zugehört. Nun aber fieng er auf einmal an: Heißt es denn aber nicht: „Wer glaubt und getauft wird, der wird seelig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden? Getauft bin ich worden, aber glauben kann ich nicht. Also werde ich verdammt. Und dieses sagte er mit einem Spotte, der jedem durch die Seele hätte gehen müssen. Der Prediger nahm deßwegen alle seine Ernsthaftigkeit zusammen, und antwortete mit allem nur möglichen Nachdrucke: Ja! wenn sie die Wahrheit muthwillig und boshaft verwerfen, dann werden sie verdammt. Und sagen Sie, ob Ihnen dann Unrecht geschehen wird? Hierauf schwiegen beyde, und sahen einander gerade und ernsthaft in die Augen. Endlich sagte der Kranke, er wolle über alles, was er jetzt gehört, nachdenken, und unterhielt sich darauf noch kurze Zeit von gleichgültigen Dingen. Nach dieser Unterredung war immer noch wenig Hofnung, daß er von der Unrichtigkeit seiner Einwendungen überzeugt seyn würde. Man gesteht überhaupt leichter Fehler des Herzens als Irrthümer des Verstandes, und einem Manne, der sich, wie dieser, auf seine Einwendungen gegen die Religion viel zu gute gethan hatte, mußte das Bekenntniß, „ich habe geirrt,“ doppelt schwer werden. In den folgenden Unterredungen schien er geflißentlich zu verstehen zu geben, daß er bey seiner bisherigen Denkungsart blei=

bleiben wolle, und den Vorsatz habe, als ein so genannter starker Geist zu sterben.

Der Pred. hielt es daher für nöthig, ihn von einer andern Seite anzugreifen, und einen Versuch zu machen, ob er es nicht vielleicht so weit bringen könnte, daß das Christenthum seinem Herzen Bedürfniß würde; und er redete ihn also an.

Pred. Sie haben mir Ihre Einwendungen gegen das Christenthum entdeckt, und dieses mit einer Freymüthigkeit und Aufrichtigkeit, die ich schätze, und für die ich Ihnen danke. Ich hielt es für Pflicht, Ihre freundschaftliche Gesinnung gegen mich zu erwiedern, und habe auf Ihre Einwendungen freymüthig und aufrichtig geantwortet. Ich bin so glücklich gewesen, Ihren Beyfall im ganzen zu erhalten. Und doch können Sie Sich noch nicht entschliessen, die christliche Religion, von der Sie Sich losgesagt haben, wieder anzunehmen, und in ihr die Ruhe und den Trost zu suchen, den Sie jetzt so sehr bedürfen, und in der Folge noch mehr bedürfen werden. Sie haben seit einigen Tagen alle Ihre Kräfte aufgeboten, wider das, was ich gesagt habe, und von Ihnen im ganzen gebilligt worden ist, neue Einwendungen zu machen. Von welcher Art sie waren, will ich nicht sagen. Aber wie soll ich mir Ihr Betragen erklären? Kömmt es aus Feindschaft gegen die Wahrheit? Dies kann ich deßwegen nicht glauben, weil ich Sie bisher zu meiner Freude als einen Mann kennen lernte, der die Wahrheit

heit schätzt und ernstlich sucht. Oder soll ich glauben, daß sie den einmal gefaßten Vorsatz, als ein so genannter starker Geist zu sterben, ausführen wollen? Auch dieses ist mir schwer zu glauben, denn Sie sind viel zu nachdenkend, als daß Sie für Stärke des Geistes halten sollten, aufs Gerade wohl aus der Welt zu gehen. Ich kann mir daher Ihren Widerstand ganz und gar nicht erklären. Aber doch ist es mir auch nicht möglich, Sie jetzt, nach meinen mislungenen Versuchen zu verlassen, denn ich schätze und liebe Sie. Und deßwegen habe ich keinen größern Wunsch, als daß Sie bey dem herannahenden Tode Ihre Beruhigung und Ihre Hofnung in der Religion Jesu suchen möchten. Sie werden mir daher verzeihen, wenn ich meine Bemühung, Sie zum Christenthume zurück zu führen, noch nicht aufgebe, sondern damit fort zu fahren suche.

Kr. Ich versichere vor Gott, daß ich der Wahrheit nicht abgeneigt bin, sondern sie liebe und ernstlich suche, und ich freue mich, daß sie mir dieses zutrauen. Ich bin auch jetzt gewiß weit von dem Vorsatze entfernt, als ein starker Geist zu sterben. In gesunden Tagen und im Anfange meiner Krankheit hatte ich ihn. Ich hatte mir vorgenommen, Sie nicht ruffen zu lassen, und wenn sie allenfals von selbst, oder auf das Verlangen der Meinigen kommen würden, die Gewissensrügen, die ich erwartete, gelassen anzuhören, und bey meinen Grundsätzen, die ich für ganz zuverläßig hielt, zu bleiben.

Ich gestehe ihnen auch, daß ich, als Sie kamen, bitter böse auf Sie war. Aber, Sie sind mit mir nicht so umgegangen, wie ich glaubte; Sie haben als Freund gehandelt, und deßwegen habe ich auch mit Ihnen als einem Freunde ohne Zurückhaltung geredet. Ihren Antworten auf meine Einwendungen gegen das Christenthum kann ich zwar nichts gründliches entgegen setzen, aber überzeugt bin ich auch nicht. Indessen wünsche ich es zu seyn, denn ich bin jetzt in einer mir lästigen Lage. Fahren sie daher, ich bitte Sie, in Ihren Bemühungen zu meiner Ueberzeugung fort.

Pred. Sie sind von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt, und glauben also, daß sie nach dem Tode des Leibes in einer andern Gegend des Reiches Gottes leben werden. Untersuchen Sie denn nun recht genau, ob Sie wohl, ohne sich auf die Verheissungen des Christenthums zu gründen, hoffen können, daß Ihr Zustand in jenem Leben glücklich und seelig seyn werde.

Kr. O! davon bin ich auf das gewissеste überzeugt.

Pred. Aus welchen Gründen denn?

Kr. Ich kann mir Gott nicht anders als einen Gott der Liebe denken. Es ist gewiß ganz ohnmöglich, daß er je nur den Gedanken und die Neigung haben sollte, einen Menschen unglücklich zu machen. Ich hoffe deswegen ganz gewiß, daß er auch mich glücklich machen werde. Nun sehe ich ihnen schon an, daß Sie mich daran erinnern wollen, daß ich gesündiget habe, und deßwegen von der Gerechtig-

keit Gottes Strafen befürchten müßte. Ich läugne gar nicht, daß ich ein Sünder bin. Aber dem ohngeachtet fürchte ich mich vor keiner Strafe, denn Gott straft nicht. Seine Gerechtigkeit wird von seiner Liebe weit überwogen. Und da ich meine Sünden bereue, und Gott um Verzeihung bitte, so fürchte ich noch weniger eine Strafe, sondern bin vollkommen überzeugt, daß ich in der Ewigkeit glücklich seyn werde. Dies ist mein Trost, und den werden Sie mir nicht nehmen können.

Pred. Dies bin ich auch gar nicht Willens. Ich will mich vielmehr bemühen, ihn fester und sicherer zu gründen. Sie haben recht, wenn Sie Sich Gott als ein Wesen vorstellen, welches die größte Liebe zu seinen Geschöpfen hat. So zeigt er sich in der ganzen Natur, so beschreibt ihn die Lehre Jesu. Gott ist die Liebe, heißt es. Sie schliessen daher auch richtig, daß in ihm unmöglich je der Gedanke und die Neigung seyn kann, einen Menschen unglücklich zu machen. Und wie freue ich mich, Sie daran erinnern zu können, daß uns das Christenthum das nehmliche von Gott versichert. Es heißt, wie Sie wissen: Gott will nicht, daß jemand verlohren werde, er will vielmehr, daß allen Menschen geholfen werde. Bisher sind wir also ganz mit einander einig. Aber nun lassen Sie uns untersuchen, was denn geschehen müsse, wenn der Mensch glücklich werden soll. Denn dies werden Sie mir doch zu geben, daß er durch die Bereitwilligkeit Gottes, ihn glücklich zu machen, nicht sogleich auch glücklich werde.

Kr. Warum nicht? Da Gott bereitwillig ist, den Menschen glücklich zu machen, so hat er auch gewiß solche Anstalten getroffen, daß er es werden kann.

Pred. Allerdings! Aber was sind denn das für Anstalten? (Da er auf diese Frage keine Antwort gab, so fuhr der Prediger fort,) Die Anstalten, die Gott dazu gemacht hat, bestehen darinn. Er schuf die Seele zur Unsterblichkeit und verband das jetzige Leben mit dem Zukünftigen so, daß wir in demselben desto glücklicher seyn werden, je weiser und besser wir das Gegenwärtige hingebracht haben. Um uns aber zu unterrichten, wie wir unser Leben weise und gut hinbringen können, hat er uns Vernunft, und damit wir eine starke Ermunterung haben möchten, der Vernunft zu folgen, das Gewissen gegeben. Sie sehen, daß ich ganz nach Ihrer Denkungsart geredet, und der christlichen Religion nicht erwähnt habe. Verstehen Sie nun das, was ich gesagt habe, unter den Anstalten, die Gott zur Seeligkeit der Menschen gemacht hat?

Kr. Ja! Und aus diesen Anstalten darf ich doch wohl schließen, daß der Mensch nothwendig ewig glücklich werden müsse?

Pred. Daß es Gottes ernstlicher Wille sey, ihn ewig glücklich zu machen, können Sie daraus schliessen; aber noch nicht, daß er ewig glücklich werden müsse. Sie geben ja zu, daß er dann nur ewig glücklich seyn kann, wenn er sein Leben auf Erden weise und gut, oder mit einem Wort, tugendhaft

geführt hat. Wenn er nun aber lasterhaft gelebt, wider Vernunft und Gewissen gehandelt hat, sollte dies für ihn keine nachtheiligen und traurigen Folgen in der Ewigkeit haben?

Kr. Ja, unausbleibliche und ewig traurige Folgen wird es haben, aber keine Strafen werden darauf folgen; denn Gott straft nicht.

Pred. Was wollen Sie damit sagen?

Kr. Ich will damit sagen: Ein Lasterhafter wird in der Ewigkeit weniger glücklich seyn, als ein Tugendhafter; denn er wird in Ewigkeit Reue fühlen, und einen geringerern Grad von Glückseeligkeit haben, aber Gott wird ihm nicht ausserdem besondere Strafen zuerkennen; denn mir ist es ganz unmöglich zu glauben, daß er in seinem Gerichte über die Menschen eben so handeln werde, wie in menschlichen Gerichten gehandelt wird. Hier werden auf verschiedene Verbrechen verschiedene Strafen gelegt, ohne daß in den Verbrechen selbst ein Grund dazu liegt. Der Dieb wird gehängt, der Mörder gerädert, was ist das für ein Grund? Beyde könnten ja anders gestraft werden. Es hängen also die Strafen blos von der Willkühr der Menschen ab, Gott aber handelt nie willkührlich, sondern stets aus Gründen.

Pred. Sie sehen die Sache von der unrechten Seite an. Die Strafen, von denen Sie reden, sind gar nicht in dem Verstande willkührlich, in welchem Sie dieses Wort nehmen. Sie haben ihren ganz guten Grund. Damit uns die Sache deutlicher wird,

wollen

wollen wir die Strafe, oder das Uebel, das dem Verbrecher zugefügt wird, dann das Maaß, und endlich die Art derselben von einander unterscheiden, und Sie werden sehen, daß in keinem dieser Stücke willkührlich gehandelt wird. Sie werden, wie ich hoffe, leicht einsehen, daß man in einem Staate mit den blos natürlichen Strafen nicht auskommen könne, sondern auf die Verbrechen noch besondere und willkührliche Strafen setzen müsse. Ich will blos bey den Exempeln bleiben, die Sie angeführt haben. Ein Dieb und ein Mörder sind schon an sich selbst unglückliche Menschen. Sie haben die Ruhe, die Zufriedenheit und Freudigkeit des Herzens nicht, die ein treuer und rechtschaffner Mann genießt. Aber die Erfahrung lehrt auch, daß dergleichen rohe und verwegene Menschen die natürliche Strafe, die sie schon tragen, nicht in dem Grade empfinden, daß sie dadurch von weitern Vergehungen zurück gehalten werden. Sie werden vielmehr immer verwegner und gefährlicher. Erfodert nun nicht die allgemeine Sicherheit, daß dergleichen Menschen durch irgend eine Strafe oder ein Uebel von weitern Vergehungen zurückgehalten werden?

Kr. Das läugne ich gar nicht.

Pred. Also müssen Sie auch zugeben, daß die besondern Strafen keinesweges in dem Verstande, wie Sie das Wort nehmen, willkührlich, ganz ohne Grund sind. Sie haben wohl ihren Grund, nicht in der Natur des Verbrechens, aber in der Sicherheit der Güter und des Lebens der Bürger eines Staa-

tes. Wir sind also so weit mit einander einig, daß in einem Staate besondere oder willkührliche Strafen durchaus nothwendig sind. Betrachten Sie nun diese Strafe von einer andern Seite. Sie sind in Ansehung ihres Maaßes sehr von einander unterschieden. Der Mörder wird zum Rade, der Dieb zum Strange verurtheilt. Jenem wird also eine schrecklichere und schmerzhaftere Todesstrafe zuerkannt, als diesem. Und warum? Sollte hierzu kein Grund seyn? Offenbar liegt er in der Verschiedenheit der Verbrechen. Ein Verbrechen ist doch ohnstreitig größer, als das andere. Die Verschiedenheit der Strafen ist also auch ganz und gar nicht willkührlich. Wenn sie sagen, es sey kein Grund da, warum der Dieb gehängt und der Mörder gerädert werde, so gebe ich Ihnen recht, wenn Sie blos auf die Natur des Verbrechens sehn. Diese bestimmt freylich die Art der Strafen. Aber können denn nicht die Umstände der Zeit etwas bestimmen? Wie? Wenn Mord und Diebstahl sehr häufig getrieben werden, sollte es da nicht nöthig seyn, dem einreissenden Verderben durch öffentliche und fürchterliche Todesstrafen Einhalt zu thun? Sie sehen hieraus, daß diese so genannten willkührlichen Strafen ihren guten Grund haben.

Kr. So ist es wohl in menschlichen Reichen; aber sollte es im Reiche Gottes so seyn? In jener Welt werden die natürlichen Strafen gewiß fühlbar genug seyn.

Pred.

Pred. Aber werden sie auch den Sünden proportionirt seyn? Sie werden mir doch zugeben, daß eine Sünde durch die Zeit und den Ort, wo sie begangen wird, durch die Gelegenheit und Reitzung, die sich zu ihrer Begehung anbot, durch die Mittel, die man hatte, ihr zu widerstehen, durch die Verbindung, in welcher man mit andern Menschen stand, durch den Einfluß, den sie auf andere gehabt hat, größer oder kleiner, strafbarer oder weniger strafbar wird. Wenn nun die Reue eines Sünders, oder die natürliche Strafe, den Sünden proportionirt seyn soll, so muß er jede seiner Sünden nach den vorhin angegebenen Punkten übersehen können. Vor seinen Augen müssen Zeit und Ort, wo er gesündiget hat, mit allen ihren Umständen liegen. Er muß alle Mittel, die sich ihm zum Widerstand anboten, kennen; er muß wissen, was die Verbindung, in der er mit andern stand, über ihn entweder zur Begehung oder Vermeidung vermochte. Er muß endlich auch alle Folgen seiner Sünden übersehen können. Wo er nicht alles dieses weiß, so kann seine Reue ohnmöglich in der gehörigen Proportion mit der Sünde stehn.

Kr. Aber wozu ist das auch nöthig?

Pred. Dazu, daß ihm nach seinen Werken vergolten wird. Sie haben es ja vorhin selbst erkannt, daß der Grundsatz: Gott vergilt einem jeden nach seinen Werken, von Weisheit, Güte und Gerechtigkeit zeugt.

Kr. Ja, aber mein Herz sagt mir immer: Gott straft nicht, er ist dazu viel zu gütig.

Pred. Ihr Herz, dünkt mich, sagt Ihnen das Gegentheil. Sie sagten vorhin, daß Sie sich um so weniger vor einer Strafe fürchteten, weil Sie Ihre Sünden bereuen, und Gott um Verzeihung derselben bitten. Thun Sie denn dieses?

Kr. Gewiß das thue ich.

Pred. Sie nehmen ja aber blos die natürlichen Strafen an, und behaupten, daß diese unausbleiblich und ewig sind. Welche Sünden soll Ihnen nun Gott vergeben, oder, welches einerley ist, welche Strafen soll er Ihnen denn erlassen? Keine besondern oder positiven Strafen giebt es, Ihrer Meynung nach, und die natürlichen kann er Ihnen ja nicht erlassen, weil sie unausbleiblich und ewig sind. Wozu bitten Sie also Gott, daß er Ihnen Ihre Sünden verzeihen soll?

Kr. Ich muß gestehen, daß ich Ihnen hierauf nicht antworten kann.

Pred. Aber mich dünkt, eben dadurch, daß Sie Sich zum Gebet um Vergebung der Sünden gedrungen fühlen, sage Ihnen Ihr Gewissen, daß Sie bey Gott besondere Strafen verdienet haben. Widerstehen Sie dieser Erinnerung Ihres Gewissens nicht. Denken Sie vielmehr recht ernstlich über sich selbst nach. Sie haben in Ihrer Jugend mehr Gelegenheit gehabt, Ihren Verstand und Ihr Herz zu bilden, als viele andere Ihres Gleichen. Sie haben das Christenthum kennen gelernt, es geschätzt und

geliebt,

geliebt, und Sich für verpflichtet gehalten, den Vorschriften desselben zu folgen. Erst seit einigen Jahren haben Sie Zweifel gegen die Wahrheit desselben bekommen, und sich um derselben willen für berechtiget gehalten, es als Unwahrheit zu verwerfen. Sie haben Ihre Meynungen nicht für sich behalten, sondern sie auch andern mitgetheilt. Ja, Sie haben Ihre Grundsätze selbst Ihren Kindern beygebracht. Nun können Sie gewiß nicht sagen, daß Sie, seitdem Sie aufhörten, ein Christ zu seyn, tugendhafter geworden sind.

Kr. Nein, nein! ich bin schlimmer geworden.

Pred. Ja, Sie sind schlimmer geworden. Hier ergriff ihn der Prediger liebreich bey der Hand, und erinnerte ihn an verschiedene ihm bekannte Vergehungen. Dann fuhr er fort: da Sie nun wissen, was die Verläugnung der christlichen Religion bey Ihnen gewürkt hat, so können Sie leicht einsehen, daß Sie bey vielen Ihrer Bekannten, und ja selbst bey Ihren Kindern den Grund zu Ausschweifungen und Lastern gelegt haben. Und wie viele können und werden wieder durch diese um ihre Ruhe und Tugend gebracht werden? —

Hier waren ihm Thränen in die Augen getreten, aber doch sagte er: Gott kann ja durch seine Macht und Weisheit dem Schaden, den ich angerichtet, Einhalt thun, daß er sich nicht allzuweit verbreitet.

Pred. Ja, aber sind Sie deswegen weniger strafwürdig?

Kr. Freylich nicht. Nun wünschte ich aber allein zu seyn, um über das, was wir mit einander geredet haben, nachdenken zu können.

Der Prediger verließ ihn also.

Am folgenden Tage besuchte er ihn wieder, und nachdem etwas weniges über seine Krankheit gesprochen worden war, sagte er: ich habe mir nun einen andern Plan gemacht.

Pred. Welchen denn?

Kr. Ich will mich wieder an den Mann halten, an den ich mich schon vor zwanzig Jahren gehalten habe.

Pred. Und wer ist denn dieser Mann?

Kr. Jesus ist es, den ich nun wieder für meinen Erretter ansehe. —

Dem Prediger kam im ersten Augenblick diese Aeusserung etwas verdächtig vor, denn der Schritt, den er auf einmal gethan hatte, schien zu groß zu seyn. Er sagte es ihm daher frey heraus, und ermahnte ihn, sich nicht zu übereilen. Nein, sagte er, ich übereile mich nicht. Ich habe alles genau untersucht, und bin nun aufs gewisseste überzeugt, daß ich ohne Jesu unglücklich seyn würde.

Pred. Denken Sie doch noch einmal an die Gründe, die sie der Wahrheit der christlichen Religion entgegen setzten. Sie hielten sie für so stark, daß Sie sagten, ihrentwegen wären Sie kein Christ und könnten auch keiner seyn. Sind Sie denn überzeugt, daß sie die Stärke nicht haben, die Sie ihnen zutrauten? Erinnern Sie sich, wie Sie von

Jesu

Jesu dachten, und von ihm sprachen, und fragen Sie sich, ob Sie nun die Hochachtung für ihn, und das Vertrauen zu ihm haben, das man haben muß, wenn man hoffen will, durch ihn glücklich und seelig zu werden?

Kr. Meiner Zweifel schäme ich mich jetzt, und wundere mich, daß ich mich durch sie von meiner ehemaligen Hochachtung der Religion habe können abbringen lassen, und meinem Herzen ist es unendlich schmerzhaft, daß ich von Jesu oft so verächtlich gedacht und geredet habe. Aber mein Trost ist, daß er zum Heil der Sünder gestorben ist, und den reuevollen Sünder nicht verstoßen will. Im Vertrauen auf ihn will ich nun leben und sterben. —

Jtzt schien nun weiter nichts übrig zu seyn, als Jhm Anweisungen zu geben, wie er seinen Glauben an Jesum beweißen müsse. Deßwegen fuhr der Prediger fort: wenn Sie denn aber dieses thun wollen, so müssen Sie Sich nun als ein wahrer Verehrer Jesu beweißen.

Kr. Ach! wie kann ich dieses, da ich vielleicht nur noch einige Tage leben werde? Sagen Sie mir, was ich thun soll, ich bin zu allem bereit.

Pred. Sie müssen Sich zuförderst nicht schämen, vor Ihren Bekannten, so viel es noch möglich ist, und auch vor Ihren Kindern zu bekennen, daß Ihre vorigen Urtheile über Jesum und seine Religion falsch und ungegründet sind; Sie müssen Ihnen die Gründe Ihrer jetzigen veränderten Gesinnung bekannt machen; Sie müssen sich endlich bemühen, sie als

Vater und Freund zu ermahnen und zu warnen, nicht den sonst von Ihnen gehörten Grundsätzen, sondern Ihren jetzt bessern Einsichten zu folgen. Sind Ihre Gesinnungen, wie ich hoffe und wünsche, wahrhaftig geändert, so werden Sie dieses mit Freude und Eifer thun, weil Sie dadurch den angerichteten Schaden noch einigermassen vermindern können. Ferner müssen Sie sich bemühen, wahre Geduld und Gelassenheit im Leiden auszuüben, nicht nur, daß Sie sich keine Unzufriedenheit mit Gott und seinen Schickungen erlauben, sondern daß Sie auch gegen die Ihrigen liebreich und sanft sind, und ja nicht glauben, Ihre vielen und großen Beschwerden erlaubten Ihnen, verdrüßlich und heftig gegen sie zu seyn. War doch Jesus in seinen Leiden, selbst gegen Feinde, die durch Spott und Hohn seine ohne hin leidende Seele kränkten, liebreich und sanft. Wie sollten sie nicht eben so gegen die Ihrigen handeln, die über Ihre Leiden bekümmert sind, und sie Ihnen zu erleichtern suchen? Endlich, wenn Sie sich erinnern, daß Sie mit jemand in Feindschaft leben, so ist es Ihre Pflicht, den Frieden und die Aussöhnung zu suchen; denn die Religion Jesu, zu der Sie sich aufs neue bekennen, macht es ihren Bekennern zur Pflicht, Haß, Rachsucht und Unversöhnlichkeit zu bekämpfen. Ja, sie lehrt ausdrücklich, daß man sich bey einem unversöhnlichen Herzen keine Vergebung der Sünden versprechen könne. z. B. Matth. 6, 15. Alles dieses müssen Sie nun thun, wenn Sie im Vertrauen auf Jesum leben und

sterben wollen. — Er versprach es, und erfüllte auch sein Versprechen. Seine Kinder besonders warnte er recht oft liebreich und väterlich, die sonst von ihm gehörten Aeusserungen nicht zu befolgen, weil sie nun an ihm selbst sehen könnten, daß in Krankheiten, und bey Annäherung des Todes nichts tröste, als das Vertrauen auf Jesum und die Verheissungen seiner Religion.

Seine Geduld war gewiß bewundernswürdig. Er war so sehr geschwollen, daß er nicht mehr liegen konnte, sondern stets sitzen mußte. Die Haut an den Füssen war durch die heftige Geschwulst geplatzt, und andere Theile des Körpers waren durch das beständige Sitzen wund geworden; und doch zeigte er keine Unzufriedenheit mit seinem Schicksaale. Gegen die Seinigen war er schonend, so daß er ganze Nächte hindurch an einem Tische bey einer Lampe und einem Glas Wasser in Schmerzen saß, ohne jemand aus dem Schlafe zu wecken. Versöhnlichkeit zeigte er gleichfalls. Zu einem Manne, mit dem er in großer Feindschaft lebte, schickte er, und bat ihn um die vorige Freundschaft. Einen andern, der auf Veranlassung zu ihm kam, nahm er liebreich auf, und versicherte ihn unter Drückung der Hände von seiner gänzlichen Versöhnlichkeit.

Ungefähr fünf oder sechs Tage vor seinem Tode, sagte er zum Prediger: ich möchte doch gar gerne das heilige Abendmahl geniessen, um mich auch

dadurch zu versichern, daß ich Jesu angehöre. Sollten Sie wohl Anstand nehmen, es mir zu reichen?

Pred. Sie haben mich durch Ihr bisheriges Betragen überzeugt, daß Sie nun in der That ein Christ sind. Ich trage deßwegen kein Bedenken, Ihnen zu jeder Stunde, wo Sie es verlangen werden, das heilige Abendmahl zu reichen. Wählen Sie sich einen Tag und eine Stunde, wo Sie glauben, am geschicktesten zu dieser heiligen Handlung zu seyn. Den Tag vor seinem Tode geschah sie. Der Prediger betete erst mit ihm ein an Gott gerichtetes Beichtgebet, darauf legte er ihm folgende Frage vor: Bereuen und verabscheuen Sie von ganzem Herzen Ihre Sünden? Erwarten Sie Ihre Begnadigung bey Gott blos von seiner Barmherzigkeit um Christi willen? Diese beyden Fragen bejahte er getrost und freudig. Bey der dritten: Sind Sie auch entschlossen, Gott bis an Ihr Ende durch Vertrauen und Geduld zu ehren? hob er seine Hände mit den Worten empor: Wo mir Gott nicht hilft, kann ichs nicht. Dieses Beystandes, fuhr der Prediger fort, können Sie sich gewiß getrösten! Hierauf communicirte er. Hierauf drückte er endlich dem Prediger freundschaftlich die Hand, und sagte mit froher und liebreicher Miene die dem Prediger unvergeßlichen Worte: Freund! bey Gott finden wir uns wieder. Am folgenden Tage starb er mit dem stärksten Vertrauen auf seine Begnadigung.

6.

Trost beym Hingange zum Grabe, und über die Schmerzen bey Krankheiten.

Zu der Fassung, bey dem Anblicke des Wegs, worauf wir aus der Welt gehen sollen, kann auch der Gedanke das seine mit beytragen, daß ich es nicht allein bin, der diesen beschwerlichen Weg gehen muß, daß auch nebst mir nicht etwa nur noch wenig andere dahin verwiesen werden, sondern daß es hier durchaus keinen Unterschied giebt, und daß alle, die um mich her leben, den Tod so gewiß, wie ich, zu erwarten haben. Der Gedanke beruhiget mich nicht auf die Weise, daß ich mich bey einem Uebel freute, wenn es nur mehrere trift, sondern auf die Weise, daß ich allein nun nicht fordern kann, davon frey zu bleiben, weil es alle trift. Wo zur Uebernehmung einer gemeinschaftlichen Last, mit sichtbarer Partheylichkeit nur einige heraus gegriffen, andere verschont werden; da entstehen in denen, auf die man die Last allein wälzt, Verdrossenheit und Mißvergnügen, wobey ihnen alles weit schwerer wird, als es für sich ist. Wo sich aber keiner ausschließt und ausschließen darf, wo ohne Ansehn der Person ein ieder Hand anlegt, ein jeder mitgeht, da fällts dem Billigdenkenden nicht ein, zurück zu bleiben, und Muth und Standhaftigkeit in allen sind größer; — Gesetzt, es wäre unter so vielen Millionen keinem, wie mir aufgelegt, durch die Pforten des Todes zu gehn: so

würde

würde die Frage: Warum denn keinem, wie mir? meinem Herzen oft Unruhe machen, und die stärksten Trostgründe dagegen entkräften. Aber da dies ein so allgemeines Gesetz der Natur ist, dem das ganze Geschlecht unterworfen ist: so würde auch auf der andern Seite die Frage: Warum denn gerade ich nicht? — bey mir sebst unbeantwortlich bleiben, und das Verlangen, mich davon ausgeschlossen zu sehen, mehr als thörigt seyn.

O, welch eine ungeheure Menge ist da schon hindurch gegangen! Man nehme nur, wie viel Menschen auf einmal die Erde bewohnen, und nehme dazu, wie oft die Anzahl nun seit einigen tausend Jahren ausgestorben, und wieder ersetzt ist, so wird man, ohne die Sache übertreiben zu dürfen, das Reich der Toden groß genug finden.

Der Weg dahin ist der gebahnteste, und gebahnt von so manchen, die mächtiger, weiser und besser waren, als ich bin. Sie alle mußten voran gehn, jeder, wie er geruffen wurde; und ich sollte hier eine Ausnahme machen, ein Vorrecht besitzen wollen, oder mich scheuen, Ihnen nach zu gehen? Und dazu werde ich den Weg nicht allein gehen.

Nach einer auf Verzeichnisse von der Art gegründeten Berechnung verlassen in jeder Minute ihrer viele die Welt; freylich von allerley Völkern, Sprachen und Sitten; aber doch immer Menschen, und in dem Zeitpunkte gerade nichts weiter, als Menschen, wo aller irrdischer Unterschied nun ein Ende hat, und wo der König dem Bettler gleich ist. Ich will

will also, wenn ich an den Thoren des Todes stehe, bedenken, daß vielleicht eben jetzt noch andere gute Menschen da mit mir stehen, mit denen ich — Ihnen zwar unbekannt, und von ihnen entfernt, doch nur entfernt und unbekannt für die Erde — denselben Schritt nun zugleich thun soll. Und ich will bey diesem Schritte nicht der zaghafteste seyn, nicht da zurück beben, wo alle vor mir hinmußten, und alle nach mir hinmüssen, und wo das Weigern nichts hilft. Es hat oft in großen Gefahren ein einziger viele andere zur Herzhaftigkeit und zum Muthe bewogen, wenn er selbst Herzhaftigkeit und Muth genug hatte, der erste zu seyn. Wäre es nicht beschämend für mich, vor einem Schicksaale zu wanken, was schon unzählige, denen ichs wenigstens gleich thun sollte, mit unerschrockenem Geiste herankommen sahen! Ich bin einmal Mensch, und will die Unvollkommenheiten auch ertragen, die mit der ganzen Menschheit verbunden sind, und wogegen selbst Krone und Scepter nicht schützen können. —

— — Es ist wahr, daß der Ausgang aus dieser Welt unter verschiedenen Umständen geschiehet; daß es einigen leichter, andern schwerer wird, sich durch die Stunde des Todes hindurch zu kämpfen, und es ist möglich, daß es auch mir dereinst schwerer wird, als ich mir es jetzt vorstelle, als es denen ward, deren Ende ich je mit ansah. Allein, wenn sich das nun auch so fügte: so will ich denken, daß meine Todesart doch nicht gerade die allertraurigste seyn wird, die es bis dahin auf Erden gegeben hat; son-

dern daß ohnstreitig viele schon in gleichen Aengsten, und eben so viele noch in größern Aengsten gewesen sind, vor welchen allen ich nichts voraus habe.

Es läßt sich keine Todesart nennen, die nicht Tausende schon erfahren hätten. Ich mag sterben, wie ich will, ich trete immer in die Pfade vieler Vorgänger, und lasse viele Nachfolger zurück, die in meine Pfade wieder treten. Genug, das Maaß meiner Leiden, und wäre es auch noch so groß, ist längst über weit mehrere, und über manche noch ein größeres Maaß ausgeschüttet. Und sind denn die etwa von geringerm Werth, und eher schuldig, die Uebel der Menschheit auf sich zu nehmen, als ich? — Zwar habens die Menschen unter sich eingeführt, die schwersten Bürden nur auf besondere Stände zu legen, und obendrein diejenigen noch am wenigsten zu achten, die zum gemeinschaftlichen Wohl aller andern das mehreste thun. — Aber die Natur ist hier gerechter. — Die Natur sieht nicht auf den Unterschied, den Nothwendigkeit und Thorheit unter uns geltend machen. Sie kennt nicht den Fürsten, nicht den Edeln, nicht den Reichen, nicht den Sklaven, sie kennt nur den Menschen, und weicht auch von ihrem kleinsten Gesetze nicht ab, um denen zu schmeicheln, die sich hier in einer glücklichern Lage befinden, als ihre Brüder. — Daher mußten auch solche, die auf den höchsten Stuffen des Ansehens und der Ehre standen, oft unter sehr schmerzhaften und widrigen Umständen ihr Leben beschließen; wenns

nehm=

nehmlich die Gesetze der Natur einmal forderten. — Und sollte ich mich denn derer nicht erinnern, die schon in großer Menge mit verstümmelten Gliedern, bey Hunger und Durst, auf Schlachtfeldern liegen blieben, wo sie selbst ohne das lindernde Mitleiden eines andern, ohne die allernöthigste Bequemlichkeit, ohne Zuspruch, ohne Trost, bisweilen noch Tage lang zubrachten, ehe der wohlthätige Tod ihre Quaal endigte? Wenn ich hierauf zurücksehe, wenn ich erwäge, wie so mancher, um das Eigenthum seiner Brüder zu schützen, sein Eigenthum fahren lassen, seinen Plan ausstreichen, seine Hofnung bey Seite setzen, und nach erduldeten vielfältigem Ungemach sein Leben, was noch nicht halb verflossen war, auf die schrecklichste Weise verliehren mußte, so wird mir jede Todesart, die ich erwarten kann, erträglicher; so finde ich mich zur Standhaftigkeit dagegen stärker verpflichtet, und fühle mich zugleich fähiger, die Standhaftigkeit zu beweißen. Und damit hintergehe ich mein Herz keinesweges, sondern denke mit gutem Grunde so. Ich will annehmen, ich treffe einen Menschen, dem seine armseelige Lage Kummer und Gram verursachte, und ich würde ihm neben andern Vorstellungen auch gewiß sagen: Freund, du bist lange noch nicht der ärmste. Sieh nur um dich, es giebt derer weit mehrere, die auch das nicht haben, was du hast, und doch zufrieden sind. Du wohnst in deiner eigenen Hütte, und schläfst auf deinem eignen Lager, indeß, daß mancher vorübergeht, der vielleicht verdienter und wür-

diger ist, als wir beyde, aber nicht hat, wo er sein Haupt hinlege. —

Freylich erleichtert es uns im Uebel um vieles, wenn wir wahrnehmen, daß es andern in eben der Art noch schlechter geht. Wer bey Sturm und Kälte auch nur ein enges Behältniß hat, preißt sich glücklich, wenn er den Kriegsmann dort unter freyem Himmel auf seinem Posten betrachtet. Wer in einer Feuersbrunst nur einen Theil des seinen verliehrt, findet sich eher darein, wenn er sieht, daß seine Nachbarn um alles kommen. Der Gedanke: ich bin gar nicht besser als die; wie müßte ich thun, wenn ich an deren Stelle wäre; dieser Gedanke besänftiget das Herz unter dem Drucke kleiner Lasten, daß wir sie noch gern tragen, weil wir um uns her weit größere Lasten erblicken, die wir, wenns uns die Vorsehung hieß, eben so wohl hätten tragen müssen. —

So will ich denn auch gegen meinen Tod denken. Sey er noch so schwer, ich bin nicht zu gut dazu; denn er ist mehrerern meiner Brüder eben das, und noch mehrern schon schwerer geworden. Dies soll mir in jeder Krankheit, die mir den Tod anzukündigen scheint, so lange ich wenigstens meiner Seelenkräfte mächtig bin, erinnerlich bleiben. Ich werde, das ist wohl gewiß, die Schmerzen, die ich empfinde, dadurch nicht hinweg schaffen: aber ich werde desto eher der Gelassenheit und Geduld dabey fähig seyn, die ein jedes Leiden erleichtern: so wie im Gegen=

gentheil Ungeduld und Ueberdruß ein jedes Leiden doppelt schwer machen. —

7.

Trost bey der Trennung von den Unsrigen.

Wenn man auch keine weitläuftige Verbindung mit andern Menschen, und für die lauten lärmenden Freuden der Welt weiter keinen Sinn hat: so hat der Mensch doch immer eine Menge von Bekannten, unter den Bekannten vielleicht diese und jene Freunde, und unter den Freunden diesen und jenen Vertrauten, dessen Werth ihm über alles geht, was die gegenwärtige Welt ihm sonst geben kann, und in dessen Gesellschaft ihm oft eine Stunde lieber ist, als ihm sonst ganze Tage seyn können. Ich suchte mir innerhalb meiner Sphäre Menschen auf, deren Herz ich prüfte, und deren Herz ich — freylich ein seltner Vorzug! — rechtschaffen fand. Ich gewöhnte mich an sie, weyhete ihnen die Zeit, die ich übrig hatte, sagte ihnen meine Geheimnisse, und erfuhr die ihrigen, tröstete mich, ermunterte mich, unterhielt mich mit ihnen, theilte mit ihnen mein Vergnügen und meinen Kummer, und lernte in ihren Umarmungen, was die Freundschaft auf Erden für ein schätzbares Glück sey. —

Werde ich nun gleichgültig dabey bleiben, wenn ich die Erde verlassen soll, daß ich sie mit verlassen muß? — O, ich habe ja dergleichen Trennungen mit

allen ihren Unannehmlichkeiten öfterer erfahren. Ich bin als Knabe schon von meinen Eltern getrennt worden. Andere nahe Angehörige, oder sonst Menschen, die mir eben so lieb waren, sind theils gestorben, theils von mir entfernt. In einer Welt, wo das geschehen muß, und wo das so häufig geschieht, gewöhnt man sich mit der Zeit an dergleichen Auftritte, und bekömmt auch darinnen die nöthige Gesetztheit.

Aber den größten Trost gegen solche Scheidung giebt mir die Hofnung des künftigen Wiedersehens. Ich läugne es nicht, einem Menschen, der mir vorzüglich werth war, auf ewig entrissen zu werden, müßte mir über alles peinigend seyn. Aber, was wills denn sagen, wenn mich der Tod von meinen Freunden abruft? Nicht lange, so ruft er sie auch ab, so kommen sie nach, und die Freude ist desto größer. Es ist nicht viel anders damit, als wenn ich mit meinen Vertrauten in eine fremde Gegend ziehen wollte, und nur auf einige Zeit vorangienge, unsere Wohnung einzurichten. — Mit dieser Vorstellung tröstete der Stifter unseres Glaubens schon seine damaligen Freunde über seinen bevorstehenden Tod: „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten.“ — So würde ich also denken, wenn ich jetzt aus der Welt sollte. Bringe ich meine Zeit höher, so werden am Ende von meinen Freunden wenige mehr übrig seyn; so wird unterdessen noch dieser und jener ins Grab getragen werden, und die, die ich hier zurücklasse, folgen mir dann desto eher. Denn, zu Freunden wählte ich mir doch größtentheils Menschen, die

auch

auch meinem Alter angemessen waren, und die gehen denn so mit mir in einer Reihe den Lebens Weg hinüber.

Ist die Zahl meiner Tage schon groß, so ist auch von ihnen allen gewiß keiner mehr Jüngling; so sind die meisten denn auch so weit. Und wird die Zahl meiner Tage noch größer, so bin ich vielleicht unter allen nur noch allein hier, sehe in meinem Orte oder in meiner Gegend nur selten noch einen Greis an seinem Stabe schleichen, und sehe übrigens eine weit jüngere Welt, über die ich mich wegsetze, und mich nun lieber auch heraus, und meinen entschlafenen Freunden nachsehne.

Man denke sich doch einmal auf der Stufe zwischen siebenzig und achtzig; man empfinde sein zunehmendes Unvermögen, und erblicke schon die nächste Nachwelt um sich her. Man sehe dabey ab und zu die Grabhügel, worunter die Gebeine derer wohl schon verweßt sind, mit welchen man vordem in freundschaftlicher Verbindung lebte. Ich denke, es würde mir dabey wohl einfallen: Ach Gott! Diese sind nun schon lange zur Ruhe. Auch für mich ist hier nichts mehr. Mein Vater, rufe, wann du willst, und ich komme mit Freuden. —

Selbst wenn ich bey meinem Tode, auch unter dürftigen Umständen, eine Ehegenoßin oder unversorgte Kinder hinterlassen sollte: sie würden mir den Ausgang aus dieser Welt nicht sehr erschweren. Ich sags mit wahrem innern Bewußtseyn, so weit kenne

ich Gott. Man halte von der über uns waltenden göttlichen Vorsehung, was man will, so bleibt es doch in tausend Erfahrungen gegründet, was zu seinen Zeiten schon David bezeugte: „Gott ist ein Vater der Waisen, und ein Richter der Wittwen.“ — Man sieht es oft in der Welt, daß der Erhabene herab sinkt, der Große zu Schanden wird, und der Begüterte nichts behält: aber man sieht es selten, daß Menschen, denen Gott ihre Stützen nahm, auch bey allem ihren Unvermögen Noth leiden. Es finden sich meistentheils ganz unvermuthete Quellen und Verhältnisse zu ihrer Unterstützung, und sie werden bey allem dem Unrechte, was in diesem hülflosen Zustande über sie ergeht, doch erhalten. Man sieht es auch oft in der Welt, daß die Kinder der Angesehenen und Reichen weder das Ansehn, noch den Reichthum ihrer Eltern behaupten; daß die besten Absichten, die dienlichsten Mittel derer, die sie zeugten, an ihnen fehl schlagen; daß sie in Verachtung und Kummer gerathen: aber man sieht es selten, daß verwaißte Kinder, zu deren Aufhelfung auch nichts eigenes da war, im Elende bleiben. Es muß sich zu ihrem Vortheile immer so oder so fügen. Genug, sie kommen durch, und leiden am Ende nicht darunter, daß sie Vater und Mutterlos waren. Ich gebe das zu, daß das seine sehr bekannten und natürlichen Ursachen hat, ohne daß man dabey immer auf besondere Wunder Gottes fallen dürfe. Aber auch das würde zu meiner Beruhigung dienen, wenn ich in solchem Falle aus der Welt gienge. Ich würde

de denken: die Meinigen sehen sich nun ihrer Stütze beraubt, kommen nun in fremde Hände, müssen sich nun vielleicht kümmerlich durchhelfen, und härtere Begegnungen gefallen lassen, als unter meiner Aufsicht geschehen wäre. Allein vielleicht ist auch dieser Weg, worauf sie sich von frühen Jahren an schon durch die Welt hindurch winden müssen, gerade der sicherste Weg, sie fleißig und treu, und der Welt brauchbar zu machen. —

Hiernächst würde ich freilich auch Gott zutrauen, daß er nun die fernere Sorge des Vaters an meiner Statt übernähme. Denn, sollte er meine Kinder Noth leiden lassen, von denen er selbst mich hier wegrief, und zu deren Erziehung und Bildung ich bey diesem Ruf weiter nichts thun kann? — Diese Besorgniß hat mir seine Regierung im großen und kleinen bisher noch nicht gemacht, und die Vorstellung Jesu ist mir dazu immer zu trostvoll gewesen: „Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden; — denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürfet.“

8.

Jesus am Kreutze, ein tröstendes Gemälde für Kranke und Sterbende.

Niemals hat wohl einer unter den Sterblichen mehr Leiden erduldet, aber auch nie wohl mehr Fassung und Geistesgröße bewiesen, als er, der Erhabene,

bene, der Unerreichbare. Sein ganzes Leben war Wohlthat für die Menschen, sein ganzes Leben ein Spiegel der erhabensten Tugenden, und sein Lohn nahmenlose Leiden, sein Lohn der Becher des Todes!

Tretet heran, Leidende, auf deren Gesichte sich der fürchterlichste Kampf, der in eurem Innern vorgeht, lebhaft verräth; tretet näher heran an das leidende Bild des göttlichen Mittlers, und Friede und Gelassenheit, unbedingte Ergebung in alle Leiden der Welt, und süsse Hofnung der künftigen bessern Welt werden in euer Herz zurück kehren; ihr werdet ausharren mit Entschlossenheit.

Mußte er leiden, dem seine Feinde selbst die Tugend nicht absprechen konnten, was wollen wir uns weigern, wir, denen Unvollkommenheit und Schwachheit auf allen Schritten folgt? So das am grünen Holze geschiehet, was soll am dürren werden? Und welche Leiden hatte er zu erdulden? Sie, die am heftigsten die Seele angreifen. Undank, Verachtung und Spott. Wenn wir krank sind, oder wohl sonst einen Schaden an unserm Körper nehmen, wenn wir durch Unglücksfälle um das unsrige kommen, und zu tiefer Armuth herab sinken, so fühlen wir uns zwar äusserst elend, aber dies Gefühl erstickt nicht unsere ganze Kraft; es erwachen in unserer Seele Gedanken, die uns trösten, zu neuer Thätigkeit beleben, und glücklichere Aussichten uns hoffen lassen. — Aber, wenn unsere Tugend verkannt wird,

wenn

wenn man unsere Ehre und unsern guten Nahmen brandmarkt, wenn man unsern Wirkungskreiß, in welchem wir uns durch Lehre und Beyspiel gutes zu würken bemühn, durch Verläumdungen und Lästerungen immer enger und enger zu machen sucht, ach! dann giebt es Furchen auf unserer Stirne, dann werden unsere Wangen bleich und entstellt, dann mahlt sich oft die Verzweiflung in unserem Auge, dann wird die Brust enger, und Kummer und nahmenloser Gram schleichen in unsern Gebeinen mit uns umher. Und solche Leiden waren die steten Gefährten des großen Mittlers durchs ganze männliche Leben. Keinen Schritt konnte er thun, ohne irgend einen Feind anzutreffen, der sich ihm hohnlächelnd in den Weg warf. Im Hinterhalte lauerte Verläumdung und Haß auf ihn, und was that er? Mit männlicher Standhaftigkeit gieng er seinen Weg fort. Seine Wangen bleichten sich nicht; sein Auge blieb feurig; seine Stirne heiter und voll; alles was seine Feinde gegen ihn aufboten, minderte seine Thätigkeit nicht; seinen Lohn erwartete er jenseits des Grabes. Er blieb, was er war, ohne Veränderung und Wechsel; der immer standhafte, der unerschütterliche. Nehmet, Leidende, ein Beyspiel an ihm, auch unter dem größten Drucke des widrigen Schicksaals, auch unter der überwiegenden Last menschlicher Leiden wird der Gedanke an ihn uns mit neuer Kraft beleben. Sein Zuspruch, seine Ermunterung, sein eigen Muster wird der Stab seyn, an dem wir uns wieder aufrichten, wenn wir auch schon bey ungleicher

cher Kraft durch die Schwere der Last zur Erde nieder gedrückt seyn sollten.

Mußte er sterben, dessen Leben doch Wohlthat für alle seine Mitbrüder war, der mit jedem Tage auch neuen Seegen über die Welt verbreitete, mußte der sterben, was können wir uns weigern? Was sollten wir zittern vor dem Tode, die wir so wenig Gutes, und das Gute doch auch noch unvollkommen stiften? —

Und wie starb er? Unter welchen Umständen? Nur drey Jahre hatte er erst auf der Stufe des männlichen Alters zurück gelegt; stand in dem Vollgenuß seiner ganzen Kraft; fühlte des Lebens süsseste Freuden, und — starb. Nicht Krankheit hatte das Mark seiner Gebeine verzehrt; er lag nicht auf einem Krankenlager, kämpfend mit einem giftigen Wurme, der an seinem Leben nagte; der Tod hatte sich nicht durch seine Vorboten bey ihm anmelden lassen, und durch lange Quaalen sich wünschenswerth und unentbehrlich gemacht. Alles dies nicht, und doch — starb er. Auch war der Tod bey ihm nicht die Folge eines ohngefähren Zufalls. Nicht ein Blitzstrahl vom Himmel geschleudert; nicht der Sturz einer zerschmetternden Zeder traf ihn, und erleichterte durch Schnelligkeit und unerwartetes Kommen seinen Hingang; sondern er wurde hingeführt von seinen Feinden nach einem ordentlich entworfenen Plane als Opfer der strengsten und unverletzlichsten Gerechtigkeit; er wurde beschuldiget, öffentlich angeklagt, vor mehr als

einen Richter gestellt, und als ein Verbrecher zum schimpflichen Tode am Kreutze verurtheilt. Man führte ihn unter lautem Hohngelächter gedungener Miethlinge, unter triumphirendem Jubel der Pharisäer und unter stummer Erstarrung seiner wenigen Getreuen zum Kreutze, und er starb mit dem Muthe eines Helden, der sich der reinsten Unschuld und der edelsten Absichten bey allem, was er that, bewußt ist.

Hier hörte man kein Klagen über Ungerechtigkeit, kein lautes Jammern über verkannte Tugend an ihm. Nur einmal schien sein Muth nur einen Augenblick stille zu stehn, um sich mit desto größerer Kraft wieder zu zeigen, und da sprach er: „Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir," doch nur einen Augenblick, und gleich setzte er hinzu: „doch, nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe. Er sträubte sich nicht in den Armen seiner Feinde, willig hielt er ihnen seinen Rücken zur Geißelung, willig seine Hände und Füsse zum Durchbohren, willig sein Haupt zur Aufsetzung der Dornenkrone hin; sie vollendeten ihre schwarze That, und er starb — starb den Tod des Kreutzes, und doch noch unter frommen Wünschen für seine Feinde: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

O, ich will gerne sterben! ohne Murren und Zagen hingehn in die stille Wohnung des Grabes. Du bist voran gegangen, Göttlicher, und ich will dir folgen. Der Gedanke an dich und an deinen Tod

soll

soll mich stärken, in der letzten Stunde, wenn mir der Tod den Becher zum Abschiede reicht. Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, waren deine, und sollen auch meine letzten Worte seyn. Wie froh werde ich seyn, wenn ich überwunden habe durch dich die Leiden des Lebens. Gestärkt durch deine Lehre, hingerissen durch deinen Muth, begeistert durch das Anschauen deiner Größe will ich freudig ausruffen: Komm Tod! führe mich zu ihm, löse die Bande des Leibes, zerbrich die Fesseln, worunter mein Geist seufzt, zerstreue die Nacht, die meinem Auge sein Anschauen entzieht, laß den unermeßlichen Raum schwinden, der jetzt zwischen mir und ihm ist; denn mich verlanget nach ihm. Und wie wohl, wie wohl wird mir seyn, wenn ich die Herrlichkeit seines unendlichen Reichs sehen werde, wenn ich mich weiden werde an seinem Glanze, mich ganz verliehren in dem Anschauen seiner Gottheit! Tod, wo ist dein Stachel! Grab, wo ist deine Bitterkeit! Sanft ruh auch ich im Schoose der Erde; auch er ruhete in ihm, Jesus! Wohl mir! Jesus! Amen.

IX.

Todenfeier

bey

den Gräbern

Edler und großer Menschen.

IX.

Todenfeier bey den Gräbern edler und großer Menschen.

1.

Ein rührendes Trauerfest zur Ehre des großen Franklin.

Die Societät der Revolutions Freunde in Paris feyerte den Tod dieses großen Mannes durch ein rührendes Trauerfest. Man sahe einen großen Saal, worinnen alles schwarz behangen war, selbst die Lustres waren mit Flor bedeckt, und an der Eingangspforte las man die durch ihre Simplicität auffallende Inschrift, die Worte Mirabeaus: „Franklin ist tod!" Der ganze Saal war mit Sinnbildern geziert, die sich auf die wissenschaftlichen Zweige bezogen, die der große Mann cultivirt hatte; am Ende des Saals stand seine mit Eichenlaub gekrönte Büste auf einer Säule, bezeichnet blos mit dem einfachen energischen Motto: „Vir;" an den Seiten sahe man Sphären,

Landcharten, Cypressen, nebst andern zweckmäßigen Verzierungen, und am Fusse der Säule lag eine Schlange, als das Sinnbild der Unsterblichkeit. Es war am 19 Junius 1790, als die Societät dies Trauerfest feyerte, wobey man am folgenden Tage die Verzierungen dem Volke zeigte, und zwar für Geld, wofür man Brod kaufte, das sodann als das beste Opfer für die Manen dieses edlen Philantropen unter die Armen vertheilt wurde. — Auch die Britten bedauerten den Tod Franklins, ob sie ihn gleich seit zwölf Jahren als den größten Feind Englands betrachtet hatten.

2.

Am frühen Grabe des edlen Manns, eines Jünglings, der am 23 Junius 1795 zu Wittenberg als Studirender starb.

Verwesung dampfend nehmen zum langen Schlaf
Die Grabes Hölen Fürsten und Bettler auf,
Und von der Erde wird mit gleichem
Hunger der Jüngling und Greis verschlungen.

Selbst nicht auf Rossen, welche, wie Sturmgebrauß,
Aus leichtem Staub den Fluren ein graues Kleid
Zur Decke weben, und des stolzen
Britten Gewinnsucht im Wettlauf krönen;

Auch nicht auf Schiffen, welche, vom Wind gepeitscht,
Mit aufgespanntem Seegel im raschen Flug'
Den Ocean, durch Gottes Allmacht
Zwischen zwey Welten gegossen, furchen:

Nicht mit des klugen Dädalus Fittigen,
Geschickt, aus finstern Kerker und Thurm zu fliehn,
Vermag der Sterbliche dem blassen
Feinde des Lebens hier zu entrinnen.

Was nützt der Weisheit labender Becher in
Der Hand des Mannes, welcher mit heisem Durst
Schon Jahrelang die Tropfen schlürfte,
Wenn sich die Schlünde des Grabes öfnen?

Was nützt der Tugend sichrer Wanderstab,
Der schnell den Fuß durch Dornen und Sümpfe führt,
Ihn stützt am steilen Fels, was nützt er,
Wenn sich die Schlünde des Grabes öfnen?

Ohnmächtig weinten Weisheit und Tugend in
Dem düstern Kerker, als dem vortreflichsten
Athens der Todestrank gemischt von
Neid und Verläumdung die Lippen netzte. —

Doch Jugend, holde Göttin des Lenzes, dir,
Dir gab gewiß des Schicksaals gerechte Hand
Den Todes Zügel, daß nach dir der
Hunger des Würgers vergebens lechzte.

Erbleichend weinst du, Göttin, und kehrst zurück? —
Wir folgen — ha! zum ofnen Sarge führst
Du die gedrängten Jünglingschöre,
Und — ach der Bruder im Todes Schlummer?

Schaut diesen Leichnam! Jünglinge, Jünglinge!
Der Tempel wahrer Weisheit und Tugend war
Sein großes Ziel, und Herzens Adel
Leitete jeglichen Schritt zum Tempel.

Die schönste Hofnung, werther als Glanz und Ruhm,
Der theuren Mutter stützender Stab zu seyn,
Erziehungs Last mit ihr zu tragen,
Mahlte mit Wonne des Jünglings Zukunft.

Ein Nordwind stürmte, knickte die Blume schon
Im Lenz des Lebens. — Aber die Tugend folgt,
Und schlingt um des Verklärten Schläfe
Jenseit des Grabes den Kranz des Lohnes. —

Wir stehen nassen Blickes am Sarge hier. —
O! laßt des Wunsches Funken zur Flammenglut
Auflodern, stets durch Thaten auf der
Leiter der Tugend ihm nachzuklimmen! —

3.

Als ein Beweiß, daß Verdienste um die Menschheit und den Staat auch im Auslande erkannt und bewundert werden, ist es anzusehen, daß ein Gelehrter aus Schwaben auf den am 27 May 1795 verstorbenen Preusischen Staatsmann und Gelehrten, den Staatsminister, Grafen von Herzberg eine Grabschrift verfertiget, und in ein Schwäbisches Wochenblatt hat einsetzen lassen.

Grabschrift auf den Grafen von Herzberg.

„Hier liegt Friedrichs des Einzigen Staatsminister, Ewald Friedrich Graf von Herzberg; „am 27 May entfloh sein Geist! Voll Ehrerbietung sahen ihn die Könige! Voll Bewunderung die Forscher! Voll Wehmuth das Vaterland nach! Die Geschichte seiner Thaten „suchet nicht hier; ihr werdet sie einst auf dem „Grabmale Europas und des achtzehenten „Jahrhunderts finden! Siebenzig Jahre hat „er gewacht fürs Vaterland! Nun schläft er „hier! Gönnet ihm seinen ersten Schlaf, und „seegnet ihn!“

4.

D. Balthasar Münters Ehrendenkmahl.

Dem D. Balthasar Münter ist zu Koppenhagen ein marmornes Denkmahl errichtet, welches nichts als seinen Kopf en medaillon und eine Tafel mit der Inschrift enthält:

D. Balthasar Münter.

Seine Lehre gab Licht und Ueberzeugung;
Sein Lied war, wie sein Herz,
Sanft, voll Einfalt und Würde;
Sein Wandel rein.
Gott verlieh ihm des Seegens viel,
Häußliches Glück,
Der Freundschaft Freuden,
Der Gemeine Liebe,
Der Armen Dank,
Ein ruhmvolles Leben,
Einen ruhigen Tod.

Gebohr. d. 24 März 1735.
Gestorb. d. 5 Oktob. 1793.

5.

Blumen auf des Grafen v. Forstenburgs Grab, der in der Schlacht bey Lautern 1794 blieb, von Gleim.

Ach! er war in seiner Jugend
Mann schon auf der Ehrenbahn!
Klagt um ihn, er war der Tugend,
War der Weisheit Unterthan.
Klag ihn, Freundschaft; Klag ihn, Liebe!
Klag ihn, deutsches Vaterland!
Mörder warens oder Diebe,
Die er muthvoll überwand.
Klag ihn, Menschheit! menschlich dachte
Forstenburg, der junge Held!
Klag, ihn Menschheit! Menschheit machte
Blutig ihm das Siegesfeld.
Lebe, sprach er: ach das Leben,
Das er einem Mörder gab, *)
Das hat ihm den Tod gegeben.
Das! ein allzu frühes Grab.
Solchem Herzen? — Solchem Kopfe?
Schweigt ihr Weisen! rede, Christ!
Klagt ihn, Feinde! Wenn ein Tropfe
Menschlichkeit noch in euch ist!

*) Er schenkte in der Schlacht bey Lautern einem Franzosen das Leben, dieser, dem ers schenkte, nahm ihm das Seinige.

6.

Grabschrift auf den Hof- und Justitz-Rath, D. Reinhard, der in Dreßden im Jul. 1795 starb.

Kein Monument zu zweifelhafter Ehre
Von feiler Hand geäzt! Nein, blos ein Aschenkrug
Benezt und eingeweiht von eines Freundes Zähre
Ist mir mehr, als genug!
Ein Herz, das einst in jenen Lebenstagen
Warm für das Vaterland und seine Freunde schlug,
Dies Herz, eiskalt, bald Staub, nachdem es ausgeschlagen,
Deckt dieser Aschenkrug.
Den Nahmen sollst du Wandrer nicht erfahren,
Nicht Stand, und Zeit. — Verschweig es, guter Stein!
Gleich allen Nachbarn hier werd ich in wenig Jahren
Doch auch vergessen seyn!

7.

Feyer des Andenkens großer Männer im Reiche China.

Fast in jeder Chinesischen Stadt sind Denkmähler errichtet, um das Andenken ihrer Helden und derjenigen zu verewigen, die ihrem Vaterlande wesentliche Dienste geleistet haben. Auch Weiber können zu dieser Ehre gelangen. Die Monumente bestehn vorzüglich in Triumphbogen. Viele derselben verdienen zwar wenig Aufmerksamkeit, aber andere sind schöner und besser. Es sind gewöhnlich drey Thore, das mittelste ist das größte. Die Pfeiler sind viereckigt, und bestehen aus einem Steine. Das Gebälke bestehet aus drey oder vier Stücken, bey welchen selten einige Kunst angebracht ist. Anstatt des Kranzes ist auf den Säulen ein Dach, welches den obersten Theil des Thores ausmacht, das eine so sonderbare Gestalt hat, die man nicht gut für Europäer beschreiben kann. Die Thore sind in Ansehung ihrer Bestandtheile einander gleich. Sie unterscheiden sich blos in ihrer Größe, und ob sie gleich aus Stein bestehen, so sind sie doch an einander gefügt, als wenn sie aus Holz wären. Diese Triumphbogen, welche selten über zwanzig Fuß hoch sind, haben allerley Zierathen und Figuren von Menschen, Blumen, Vögeln, u. s. f. welche über den Bogen heraus gehen, und gut gearbeitet sind. Die erhabene Arbeit ist so groß, daß man bey vielen Figu-

ren glaubt, sie seyn vom ganzen Werke abgesondert.

8.

Todenfeyer des ermordeten Deputirten Ferrand, gehalten d. 2 Junius 1795 zu Paris.

Der Conventsdeputirte Louvet hielt am 2 Junius in dem Convente zu Paris seine Leichenrede auf den ermordeten Deputirten Ferrand. Der Saal war dazu besonders ausgeziert, und es ward eine Trauermusic aufgeführt. Unten an den Tribunen war ein marmorner Altar angebracht, auf welchem das Brustschild des Brutus stand, und Ferrands Säbel, Federbusch und Scherpe lagen. Daneben zu beyden Seiten standen zwey Urnen mit Inschriften, und mit Blumen und Cypressenkränzen umwunden. Die Deputirten waren alle in ihrem Kostüm. Die fremden Minister saßen dem Präsidenten gegenüber; zu beyden Seiten neben ihnen die Mitglieder des Wohlfahrtsausschußes. Die Tribunäle, die Verwaltungscorps, und die Deputationen der Sectionen waren in den Tribunen. Nachher giengen 24 Deputirte zu dem Grabe Ferrands, um die Inschrift auf seinen Grabstein zu setzen.

Hierauf stattete der Deputirte Dußaulx von der des Tages vorher geschehenen Beerdigung dieses Mannes folgenden Bericht ab.

Die Leichenbestattung ist gestern nach eurem Verlangen mit Ordnung, Anstand und Würde, und besonders mit dem tiefen Gefühl vollzogen worden, wovon ihr selbst den gerührten Tribunen das Beyspiel gegeben hattet. Eure Commißarien haben sich nach der Stätte begeben, wo die Hülle unseres Collegen ruht. Sie zogen über das Carroußel durch die Straße des Gesetzes über die Boulevards, durch die Straße der Montmartrevorstadt, zwischen zwo Reihen von Kriegern mitten durch ein von allen Seiten herzudringendes Volk, das in zahlreicher Menge sich heran machte. Tiefes Schweigen durch Schluchzen unterbrochen herrschte auf dem ganzen Zuge. Eine Trauermusic gieng vor den Repräsentanten her; von Zeit zu Zeit wurde der Todenmarsch geschlagen. Hier und da hörte man einzelne Stimmen sagen: „Es ist das Leichenbegängniß des braven Repräsentanten, der über unsere Feinde siegte, und zurück kam, um gegen die Blutmenschen zu fechten, unter deren Streichen er gefallen ist.“ Als wir an den Fuß des Montmartre kamen, öfnete sich eine Thüre; einer von uns näherte sich dem Grabe, und spricht diese Worte: „Tapferer, junger Mann! Höre die Klagen deiner Collegen. Wir kommen im Nahmen des Convents, du warst einer seiner beherztesten Vertheidiger, und bringen dir den Zoll seines gerechten Schmerzes. Du wurdest früh hinweg geraft; dennoch hast du deine Laufbahn vollendet; ein Tod, wie der, den du starbst, führt immer zur Unsterblichkeit. Dein Schatten sey versöhnt; der Convent, die Republik

siegen

siegen über ihre Feinde. Zwar seufzt dein greiser Vater; aber das Vaterland wird ihn trösten, ehren." Ich verlange, setzte er endlich nach diesem Berichte hinzu, daß man Maaßregeln ergreife, um die sterbliche Hülle unseres Kollegen vor der gänzlichen Auflösung zu verwahren, und sie der Nachwelt unversehrt aufzubehalten. Und es ward einmüthig angenommen.

Nachschrift.

Die etwa aus Versehen eingeschlichenen Druckfehler dieses und des ersten Bandes sollen am Schlusse des dritten angemerkt werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

J. 250. 251

siegen über ihre Feinde. Zwar seufzt dein greiser Vater; aber das Vaterland wird ihn trösten, ehren." Ich verlange, setzte er endlich nach diesem Berichte hinzu, daß man Maaßregeln ergreife, um die sterbliche Hülle unseres Kollegen vor der gänzlichen Auflösung zu verwahren, und sie der Nachwelt unversehrt aufzubehalten. Und es ward einmüthig angenommen.

Nachschrift.

Die etwa aus Versehen eingeschlichenen Druckfehler dieses und des ersten Bandes sollen am Schlusse des dritten angemerkt werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hacker, Joachim Bernhard Nikolaus, 1760-1817

Thanatologie oder Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber ein unterhaltendes Lesebuch für Kranke und Sterbende

Bd.: Zweiter Theil

Leipzig 1796

Anthr. 49 y-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255164-6
VD18 80053793